



Inhalt: Justus Liebig und Stuart Mill (mit Porträts). — Modernste Frühlingslieder. Von Oskar Blumenthal. — Pastelle. Das Fräulein von Reh. — Die Mode. Von Veronika von G. (mit Illustration von Hoffmann). — Die Abenteuer des Sennor Sanchez. Von Ernst Freiherrn von Vibra. (Schluß). — Die Wiener Weltausstellung. VI. Von Ludwig Frau (mit Abbildungen). — Feuer und Feuerzeuge. Von Dr. med. Feit. — Caprice. Comp. von Jean Louis Nicodé. — Auflösungen des Buchstaben-Räthsels und der Schach-Aufgabe Seite 226. — Schach-Aufgabe. Nr. VII. — Buchstaben-Räthsel. — Correspondenz.

Justus Liebig und Stuart Mill.

Wenn wir am Schlusse dieses Jahres die Todten zählen, wie manche Lücke wird bis dahin noch in die Reihen der großen geistigen Kämpfer gebrochen sein! Zwei Namen aber sind uns schon heute geraubt, vor zwei der größten steht schon jetzt das Zeichen des Todes. Das ist Justus von Liebig und John Stuart Mill. So verschieden die Wege waren, die der Eine und der Andere ging, so viel Gemeinsames tritt doch in ihren Bestrebungen, in ihrer Gesammtersehung zu Tage. In Beiden war die universelle Richtung, die ihr Wesen erfüllte, ein fundamentaler Zug; nicht die eine oder andere Frage des Wissens war es, worin sie sich vertieften und erschöpften, sondern über das weiteste Gebiet der menschlichen Erkenntniß übten sie die Herrschaft.

Durch die Untersuchungen, die Liebig gepflogen hatte, gab er nicht bloß der Chemie, sondern auch der Landwirtschaft und der Physiologie eine neue Basis; die Werke, die Stuart Mill edirte, waren ebenso bedeutend für die Philosophie, wie für die Volkswirtschaft und Politik. Jene kümmerliche Gelehrsamkeit, die immer engere und engere Kreise zieht und zuletzt in einem einzigen Problem verflüchtet, war Beiden gleichmäßig fremd, sie hatten jene Isolirung der Wissenschaft, die sich abschließt von der stützbildenden Bewegung des Lebens und den brennenden Fragen der Zeit.

Noch mehr als in ihrer geistigen Arbeit, trat dieser Charakterzug in ihren menschlichen Eigenschaften zu Tage. Beide waren von tiefem Idealismus erfüllt, aber diese ideale Schwärmerei galt dem Nützlichen, ihre ganze Begeisterung war es, das Brauchbare in einer Idee herauszufinden.

Im Grunde seiner Persönlichkeit war Liebig sowohl wie Mill ein geistiger Aristokrat, jene innere Vornehmheit, vor welcher jedes nichtige Streben sich schämt und flüchtet, beherrschte das Wesen Beider, aber die Vornehmheit bestand bei ihnen nicht in der Passivität, die die weltlichen Aristokraten haben, sondern sie wußten dieselbe in Einklang zu setzen mit einem herkulischen Arbeiterfleiß und mit einer rastlosen Theilnahme für das Wohl „der Gemeinen“.

Auch die Innigkeit für ihr häusliches Leben, die lautere Freude, mit der sie fremden Verdiensten gerecht wurden, und das poetische Feingefühl für manches Einzelne, an welchem Hunderte vorübergingen, war ein Zug, den Beide theilten.

Dieser innere Vollgehalt prägte sich schon in den Mienen aus. Die Züge Stuart Mill's stachen unter Tausenden hervor, so sein geschnitten war dieser Kopf mit seinem dünnen, spärlichen Haar an den Schläfen und der hochgebauten Stirne; mit seinen schmalen Wangen und den scharfen tiefdringenden Augen. Um den Mund aber, der häufig fest geschlossen war, spielte jenes Etwas, das Gustav Freytag den deutschen Professoren zuschreibt, jener Zug von Beredtsamkeit, den auch das Schweigen nicht verbirgt. Etwas Vergeistigtes lag über dem schmächtigen Gesichte, an das man immer denken mußte, wenn man es einmal gesehen hatte; zwei Straßen lang ging

ich in London dem berühmten Manne nach, um an der Ecke nochmals sein Antlitz zu sehen, und doch wußte ich nicht, daß er Stuart Mill hieß.

Noch unendlich schöner, noch fesselnder war die Erscheinung Liebig's; auch in seinen Zügen lag dies vergeistigte Wesen, das die Schärfe des Denkens mit dem Zauber der Träumerei verband, aber sein Gesicht sah nicht schwächlich, nicht leidend aus, sondern eine Fülle von Jugend und Kraft wohnte darinnen.

auch der Stammgast der letzten Bänke war, so nahm er diesen Tadel doch mit stoischer Gelassenheit entgegen, keine Miene in seinem verzückten Gesicht, kein Blick aus seinen schönen Augen verrieth, daß ihm diese Kränkung nahe ging. Er hatte seine Welt für sich und beharrte bei seinem passiven Widerstand gegen Schulmeister und Grammatik.

Diese eigensinnige Art des Lernens, die das Eine trotzig von der Hand weist und das Andere begeistert fördert, ist so oft der erste Fingerzeig, durch den sich der Genius verräth, aber wie selten hat ein Lehrer diese Verheißung begriffen! Der kleine Schüler war so genial, daß er dem Hausverstande beschränkt erscheinen mußte.

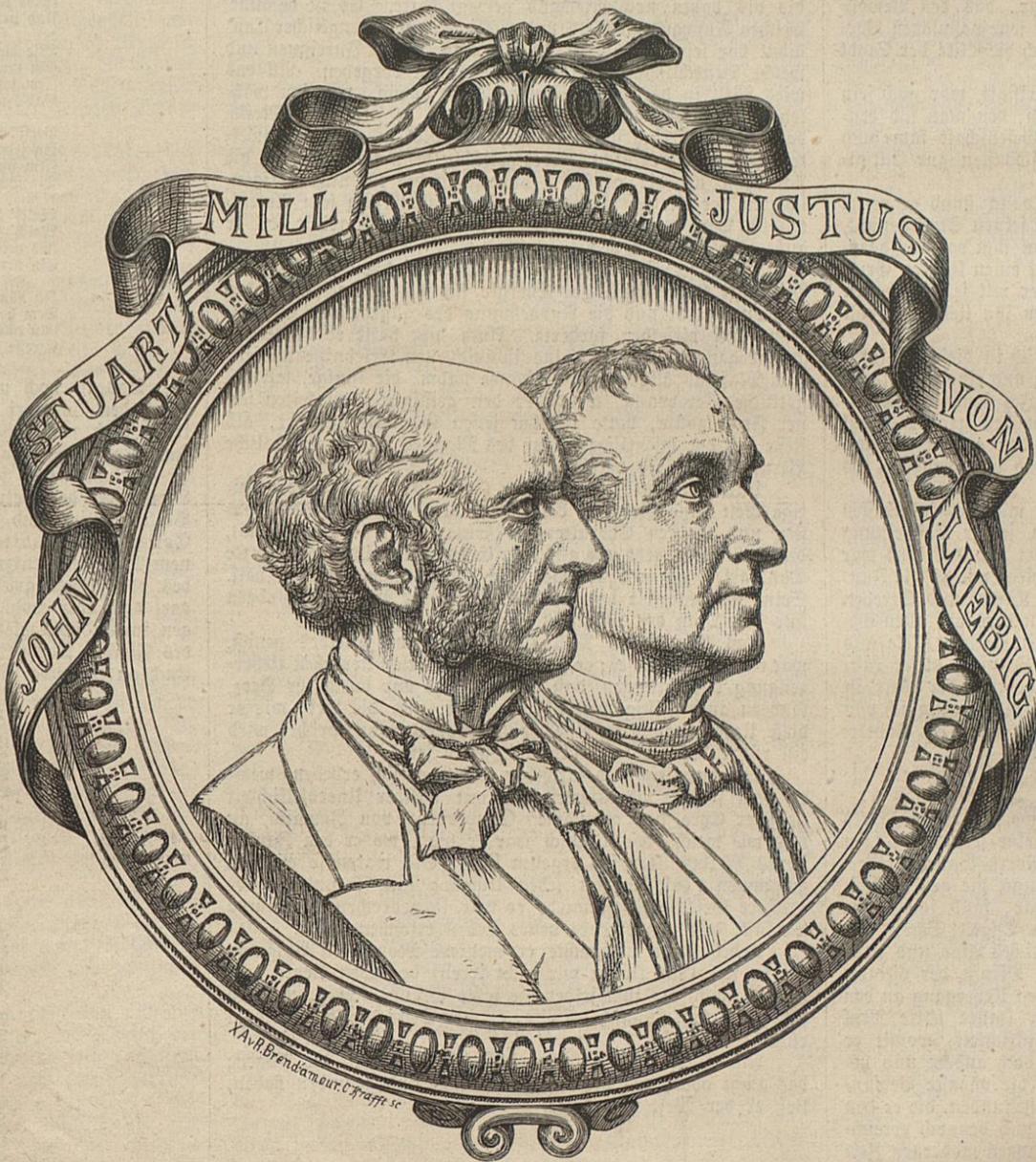
Mehr um diesen Schmerzen ein Ende zu machen, als um einer großen Zukunft den Weg zu bahnen, ward Liebig aus der Schule genommen, und ein Apotheker in Heppenheim ward jetzt der Gebieter, der über die Erziehung des jungen Justus wachte. Freilich dauerte auch dies Exil nicht lange, denn wenige Jahre später finden wir den frühgereiften Jüngling auf den Hochschulen zu Bonn und Erlangen, rastlos bemüht, seinen wahren Beruf zu fördern und sich daneben mit den Classikern, die er einst verächte, wieder auszusöhnen.

Der Schwerpunkt der Naturwissenschaften aber lag damals in Paris; denn wenn die Deutschen auch in Philosophie und Literatur die Führung besaßen, so hatten doch schon vor dem Kaiserreiche die Franzosen einen unbestrittenen Vorrang in den exacten Disciplinen. Paris war die eigentliche hohe Schule für alle Diejenigen, die sich der Physik oder Chemie zuwandten; selbst Männer wie Humboldt fügten sich der Autorität dieser Ansicht.

Dieser letztere war es zumeist, der den jungen deutschen Gelehrten in seinen Schutz nahm, als er mit Beginn der zwanziger Jahre in die französische Metropole kam. Er hatte ihn mit Gay-Lussac, dem ersten Chemiker jener Zeit, bekannt gemacht, und dieser nahm so großes Interesse an dem genialen Fremdling, daß er seine wichtigsten Arbeiten mit ihm theilte. In einem Alter, wo Andere noch kaum das erste Examen machen, hielt Liebig einen öffentlichen Vortrag vor der Pariser Akademie; mit einundzwanzig Jahren, wo wir noch Schüler sind, ward er zum Lehrer an die Gießener Universität berufen.

Es hatte freilich seine Schwierigkeiten, denn je kleiner der Staat, desto größer die Formalien, man fand es bedenklich, daß Liebig seinen Doctorhut in einem Nachbarstaate statt von den heftigen Weltweisen erworben, daß er noch keine schulgerechte Prüfung bestanden hatte, aber all diese Zweifel besiegte sein mächtiger Protector Humboldt. Er gab nicht unbedeutlich zu verstehen, daß die Herren froh sein sollten, eine solche Acquisition zu machen, das „Glück“ liege nicht auf Seiten Liebig's, sondern auf Seite Gießens, in deren Reihen ein solcher Stern sich niederlasse. So entschloß man sich denn zum Ungewöhnlichen, und Humboldt hatte Recht behalten, denn dreißig volle Jahre blieb der berühmte Mann nun seiner heimischen Scholle treu; der internationale Mittelpunkt für Chemie und Alles, was von ihr abhing, hieß nach kurzer Zeit nicht mehr Paris, sondern Gießen.

Sein eigenes Leben freilich stand noch in engen Kreisen, er selber zählte einundzwanzig, und seine junge Frau kaum



Justus von Liebig und John Stuart Mill. Gest. im Jahre 1873.

Justus Liebig ward in Darmstadt am 8. Mai 1803 geboren; die Verhältnisse, in denen er heranwuchs, waren nicht darnach angethan, um seinem Leben einen außergewöhnlichen Weg zu bieten, wenn er nicht selbst diesen Weg gefunden hätte. In den Magazinen seines Vaters, der ein Material- und Farbwaarengeschäft besaß, stöberte der ungeduldige Knabe mit träumenden Augen und forschender Hand; der ganze Schatz jener geheimnißvollen Kräfte, die er später zu entfesseln berufen war, bedrängte damals schon sein ahnungsvolles Gemüth. Früh und spät saß er vor Experimenten, alle chemischen Werke, die die Bibliothek der Stadt besaß, waren ihm geläufig, ehe er die Declinationen seiner griechischen Grammatik kannte. Und wenn ihn dann der Lehrer schalt, wenn Justus

neunzehn Jahre, dabei hatte er eine Schaar von Schülern und eine Fülle von Plänen, die immer weiter reichten, als Zeit und Mittel. Wie gern erzählte er später von diesen glücklichen Tagen des Anfangs!

Nur wenige wissen es und können es an eigener Erfahrung messen, wie kolossal die Arbeit war, die Liebig damals auf seine Schultern nahm; er war der Praktiker, der in seiner Werkstatt experimentirte, der Autor, der früh und spät die Resultate seines Forschens verbreiten wollte, der Lehrer, der mit wahrer Leidenschaft den Schüler leitete, der einmal seinen Glauben gewonnen hatte. Trotz alledem blieb seine Gesundheit fest, für die man anfangs so große Sorge gehegt hatte: der alte Satz, daß es nicht die Arbeit ist, welche den Menschen aufzehrt, kam auch ihm zu statten.

Es ist hier nicht der Ort, um die Leistungen Liebig's im einzelnen aufzuzählen und den Umriss darzulegen, den er in seiner Wissenschaft herbeiführte, aber wir brauchen nur an die Lehre der Nahrungsmittel zu erinnern, um die Tragweite derselben zu beweisen. Durch die Geseze, die er in dieser Richtung fand, und durch die neuen Mittel, die er entdeckte, ist er ein Wohlthäter der Menschheit geworden; durch die Principien, die er für die Bebauung des Bodens aufstellte, wurden Millionen und Millionen aus der Erde gestampft. Gerade dadurch, daß er auf die ursprünglichsten und nächstliegenden Bedürfnisse der Welt zurückgriff, errang er sich seinen Weltruhm.

Liebig stand bereits auf seiner vollen Höhe, als er im Jahre 1852 nach München berufen ward. Es geschah auf den speciellen Wunsch des verstorbenen Königs Max, jenes hochherzigen Fürsten, der zuerst den Entschluß faßte, sein ganzes Streben der geistigen Hebung Baierns zuzuwenden, und der selbst den leidenschaftlichen Widerspruch nicht scheute, welchen das heimische Element den sogenannten „Berufenen“ entgegenstellte.

Die Stellung, welche Liebig in München gewann, war des Namens würdig, den er trug; vor allem war es der König selbst, der ihn auf jede Weise ehrte. An der geistigen Tafelrunde, wie im vertrauten Rath desselben, genoß sein Wort ein unbedingtes Ansehen, und die Gelegenheit, das Beste der Wissenschaften zu fördern, bot sich hierbei in reicher Weise; denn nicht durch äußere Würden, sondern durch das Vertrauen, das er ihnen schenkte, glaubte Max der Zweite solche Männer wahrhaft zu ehren. Aus diesem Gefühle entsprang die Hingebung, die er für sie besaß.

Aber auch im Publicum war Liebig ein geistiger Mittelpunkt; sein Hörsaal bot ein Gastrecht dar, das den Bewohnern Münchens völlig neu war, indem er jene populären Vorträge eröffnete, die ein Jahrzehnt hindurch die Elite der Stadt versammelten.

Ebenso gastfrei wie seine geistige Werkstatt, war auch sein Haus; er war der liebenswürdigste Wirth, den man sich denken konnte, und hier in der wogenden Gesellschaft kam auch seine äußere prächtige Erscheinung am schönsten zur Entfaltung.

Wenn Ball in seinem Hause war, dann stand er gerne am Eingang des Saales und musterte, auf seinen Stock gestützt, die jungen Paare, die in langen Reihen an ihm vorüberzogen, hier ein lächelndes Wort verschenkend, dort einen leichten Gruß mit der Hand; die Mädchen aber, denen er mit seinen schönen weitgeöffneten Augen entgegenschaut, hatten ihn lieber, als all das junge Volk.

Zum letzten Male sah ich Liebig, als ich in diesem Winter durch München kam: es war ein Sonntag und eine Sonntagsruhe schien in seiner Seele zu walten. Ich fand ihn in seinem Arbeitszimmer, tief zurückgelehnt in den großen Stuhl und die Hände über dem Stock gefaltet, den er immer trug, während der seine Kopf sich langsam erhob und forschend ins Weite sah.

Die Ruhe, die er nach einem langen mühevollen Schaffen sich endlich gönnen wollte, kam jetzt in seiner Erscheinung wunderbar zum Ausdruck; das große Werk seines Lebens war gethan, und nun ließ er sich so gern erzählen, wie es die Jungen draußen treiben, die noch mitten in Kampf und Streben stehen. Freudig und neidlos sah er zu, wie es auf allen Gebieten wogt und drängt, wie überall weiterragende Ziele und neue Gedanken aufstauen; dies kräftige Schaffen, dieser rastlose Versuch zum Bessern war ja recht eigentlich die Welt, in der er lebte. Nicht ohne eine leise Ergreifung ging ich von dannen, und heute schon ist diese Stube leer, ist es ein Todter, von dem wir sprechen.

Nur wenige Wochen waren seitdem verfloßen, als die zweite große Trauerbotschaft kam.

Stuart Mill stammt aus Schottland, wo sein Vater James einen großen Ruf als Philosoph genoß; seine ferneren Ahnen aber waren Landleute in der Nähe von North Water Bridge.

Die tiefe Anschauung menschlicher Dinge, die geistige Leistungsfähigkeit, die dem Vater eigen war, fand im Sohne ihren Höhepunkt und trat frühzeitig zu Tage. Schon mit siebenzehn Jahren bekleidete er ein öffentliches Amt, und zwar eins der schwierigsten, indem er in die Dienste der ostindischen Compagnie trat, bis diese (durch ihren Uebergang an den Staat) ein Ende nahm. Fünfunddreißig Jahre hatte Mill dort gewirkt, die Pflichttreue und Geschicklichkeit, womit er sein Amt verwaltete, obwohl ihn selber doch andere und höhere Gedanken beschäftigten, fand überall die offenste Bewunderung. Damals waren es nur seine Mußstunden, die er den philosophischen Studien widmen konnte, und dennoch erreichten dieselben eine Bedeutung, welche der ganzen modernen Zeit ihr Gepräge gaben.

Obwohl ihm die Regierung anbot, in der neugebildeten Verwaltung Ostindiens einen Sitz einzunehmen, lehnte er gleichwohl diese Ehre in entschiedenster Weise ab, die stille Arbeit des Denkers und die Einsamkeit, die er auf seinem Landstuh fand, gingen ihm über Alles. Auf dem Gebiete der Philosophie war es sein „System der Logik“, welches eine europäische Berühmtheit fand, und wenn dasselbe einerseits auf die deutsche Forchung tiefen Einfluß gewann, so ist es andererseits von Interesse, daß es auch ein Deutscher war, in welchem Mill die mächtigste Anregung gefunden hat; nämlich Kant, der Weise von Königsberg.

Ueberhaupt ist der Zusammenhang, in welchem die Richtung Mill's mit den geistigen Bestrebungen in Deutschland stand, unverkennbar und kann nicht entschieden genug betont werden, wenn er auch seinerseits mit völlig anderen Factoren zu rechnen hatte und mit Forderungen und Consequenzen her-

vortreten konnte, denen bei uns aller wirkliche Boden fehlt. Aber trotz dieser grundverschiedenen Verhältnisse war ihm doch ein Verständniß des deutschen Wesens und eine Verehrung für dasselbe eigen, die nur wenige seiner Landsleute in ähnlichem Maße besaßen.

Diese Sympathien, die er für Deutschland empfand, traten vor Allem während des jüngsten Krieges hervor, wo er vom ersten Tage an auf deutscher Seite stand und bis zum letzten Tage des Kampfes „die deutsche Sache für die gerechte hielt“. Es ist dies um so bemerkenswerther, weil Mill seine Meinung nicht etwa auf Vorurtheile, sondern auf Erfahrungen stützte; er kannte die Franzosen genau und zwar in ihren besten Männern; er war Republikaner vom Grunde seines Herzens, und es wäre deshalb entschuldbar gewesen, wenn er, wie so Viele, nach Sedan die Sühne für vollzogen erklärt hätte. Aber auch jetzt sah er das volle Recht in dem, was Deutschland that.

Tiefe: noch, als sein philosophisches Hauptwerk griff das Buch über die „Grundsätze der Volkswirtschaft“; es bildet den zweiten fundamentalen Eckstein, den Mill der Wissenschaft hinterließ. Als dritter muß sein „Essai über die Freiheit“ gelten, ein Werk, das zugleich vom Geiste der lautersten Humanität getragen ist und dennoch eine fast trotzige Kraft des Gedankens in sich trägt, die keine Zeit jemals vernichten wird.

Hier erscheint Mill auf der Höhe des Politikers, die Ideen, die er hier niederlegte, werden noch für Jahrhunderte den Arbeitsstoff der Welt bilden. Daß er in seinen späteren Schriften, die in dieser Sphäre liegen, zu weit ging, daß er Forderungen erhob, die zwar für seinen erleuchteten Blick, aber nicht für die Wirklichkeit möglich waren, kann Niemand leugnen. Denn er besaß den Fehler, den nur große und edle Naturen haben: er überschätzte den Werth, das Wollen, die Vollkommenheit der Menschen, denen er seine Wohlthaten zudachte. Viele verachteten ihn, daß er es so gut mit ihnen meinte, denn sie mochten selber am besten fühlen, daß sie dessen nicht werth seien. Andere haßten ihn, weil er stets die volle, nie die halbe Wahrheit sprach und weil er dem Terrorismus, den gerade in England die hergebrachte Meinung übt, das Recht der individuellen Persönlichkeit entgegenhielt.

Diese Rücksichtslosigkeit, die in ihren Ursachen edel, aber in ihren Folgen so häufig verderblich ist, hat die parlamentarische Laufbahn Mill's sehr verbittert und verkürzt.

Schon beim Beginne seiner Wahl trat er dem geltenden Gebrauche (oder Mißbrauch) mit einer Forderung entgegen, die bis dahin noch Niemand gewagt hatte. Es ist bekannt, welchen Aufwand an Geld und Höflichkeiten ein englischer Candidat vor seinen Wählern machen muß, welche Intriguen und welche Bestechlichkeit hinter den Coulissen vorgehen. All das wies Mill in der entschlossensten Weise zurück, wer ihn wählen wollte, der sollte es thun, ohne daß er selber das Meiste dazuthat. Wirklich siegte er das erste Mal — aber zum zweiten Male ward er nicht wieder gewählt, denn seine Gegner, die sich nicht an die großen, sondern an die kleinlichen Eigenschaften der Menge wendeten, suchten mit Erfolg sein Auftreten im Parlamente zu bespötteln und der Popularität, die er außerhalb desselben besaß, zu schaden.

Den schwersten Stoß erlitt dieselbe ohne Zweifel, als Mill mit leidenschaftlicher Energie für die Emancipation der Frauen eintrat und die Ausdehnung des allgemeinen Stimmrechts auf dieselben forderte. Auch hier hatte er den Mißgriff begangen, daß er seine individuellen Erlebnisse zu sehr zum Maßstab allgemeiner Zustände nahm, die innige, fast göttliche Verehrung, welche er den geistigen Fähigkeiten seiner Frau zollte, hatte in ihm jenen Glauben genährt, als ließe sich der öffentliche Beruf des Mannes und der häusliche Beruf des Weibes vereinigen.

Unter diesem Irrthum aber (denn so wird wohl die heutige Welt seine Meinung betrachten) birgt sich einer der schönsten und edelsten Charakterzüge Stuart Mill's: eine Pietät, die noch tiefer geht, als alle tiefe Erkenntniß, eine unbegrenzte Dankbarkeit gegen das, was stille Liebe seinem Schaffen half. Seine Gerechtigkeit hat nie das Maß einer Mißthat, sondern nur das Maß der Wohlthat überschätzt.

Das Glück, das Mill im Besitze seines Weibes genoß, war ein schrankenloses; er war von der unerschütterlichen Ueberzeugung durchdrungen, daß sie ihm nicht nur durch ihr Herz, sondern auch geistig weit überlegen sei, und die Art, wie er diese Ueberzeugung in einer seiner Vorreden ausspricht, wird ein rührendes Denkmal für alle Zeiten sein.

Wie gewaltig und furchtbar konnte er sich erheben, wenn er dem Feinde gegenüberstand, mit welcher Unerbittlichkeit griff er Ghyre, den grausamen Gouverneur von Jamaica, an und wie weich, wie kindlich war er hier, wo er den Zauber seines Weibes über sich ergehen ließ! Sie waren so glücklich zusammen, daß er fast jeden Umgang mit Freunden, jede größere Geselligkeit vermied, er war so gebrochen über ihren Verlust, daß sein eigenes bestes Leben erloschen schien.

Jedes Jahr verbrachte er mehrere Monate in Avignon, wo sie seit 1859 (wenn wir nicht irren) begraben liegt; dort war es auch, wo ihm selber die letzte Stunde schlug, und wo sich sein letzter Wunsch erfüllte, an der Seite der Getreuen zu ruhen.

Am 8. Mai schloß er nach kurzer Krankheit die Augen; das Licht aber, das diese Augen gesucht und gefunden haben, ließ er der Welt zum Erbe.

Modernste Frühlingslieder.

Von Oskar Blumenthal.

Es ist wohl männiglich bekannt, daß in unserm lieben Deutschland regelmäßig, „sobald die ersten Lerchen schwirren“, allerorten ein ganzes Heer von Frühlingsgedichten erscheint, die allerdings dem „Mädchen aus der Fremde“ insofern unähnlich sind, als sie uns meistens mehr „wunderbar“, als „schön“ vorkommen, insofern aber auch ähnlich, als sie uns immer recht befremdlich anmuthen. Kaum entschuldbar ist es in der That, daß in unserer großartigen Zeit, die nach dem zerschmetternden Ausdruck von Alfred Dove für reine Poesie platterdings nicht berufen ist, und in welcher laut Zeugenaus-

sage von Otto Band ein instructives Buch über Dünngungsmittel viel mehr Erfolg hat, als der schönste lyrische Gedichtband — kaum entsehndbar ist es, daß in solchen Tagen noch blonde Träumer leben, die einer naiven, gläubigen Naturfreude fähig sind und es sogar möglich machen, sich zeitweilig mehr für die grünen Blätter, als für die rostigen Courzettblätter mehr für Vogelzwitschern, als für Parlamentsreden zu interessieren. Die himmelslustigen-mondscheinduftigen, abendsonnen-labend-wonnigen Reimergüsse so harmloser Gemüther bespötteln wir natürlich von unserm erhabenen Standpunkt als moderne Culturmenschen mit Vorliebe und Ueberlegenheit — denn wir, wir haben ja längst die alfränkische Gewohnheit des dichterischen Empfindens abgelegt. Und hätten wir es noch nicht ganz zu Stande gebracht, so würden es uns unsere Dichter erleichtern: Viele Novellenschreiber suchen längst den fastalischen Begeisterungsquell in den Schlammtrudeln der Dorfstraße — die Dramatiker schilbern uns bei Weibe keinen Charakter, der so groß wäre, daß wir ihn nicht noch mit dem Zollstock der Philisternmoral ausmessen könnten — die heutigen Romanhelden bringen mit Mephistopheles das Kunststück fertig, „nach einem Plan sich zu verlieben“, — in den Erlebnissen Auerbach'scher Mannesjelen wird Amor gar nationalliberal. Kurz, überall finden wir die Fußstapfen des praktischen neunzehnten Jahrhunderts. Nur Ihr thörichten, lächerlichen Lyriker bleibt bei Euren höchst unzeitgemäßen Kinderräumen.

Man begreift, daß hier Gefahr im Verzuge ist: Zeitgemäße Reorganisation der Frühlingslyrik sei unser Bestreben — und mögen die folgenden Mustervorlagen dem Zwecke dienlich sein.

Es ist zum Beispiel Gewohnheit, mit dem Lenz lauter Liebesinnigkeit und weltumspannende Friedensgedanken zu verbinden. Nun wofür, warum wollen wir den Dichtern die Freude nicht gönnen? Nur vergesse man nicht, durch fortwährende Hinblicke auf die thatächlich vorliegenden Verhältnisse den Pflichten der Lebensstrene, den Forderungen des Realismus zu genügen — man bringe der Actualität das pflichtgemäße Sühnopfer — man strebe danach, durch geschickte eingestreute Zwischenbemerkungen den Ueberdruß der Empfindung auszugleichen. Also etwa so:

Und herrlich ist die Stur erwacht
Und alle Knospen sprangen. —
(In Dingsda ist der Biertravall
Von neuem losgegangen.)

Der Lenz entfaltet weit und breit
Sein friedsvolles Schaffen.
(Mac Mahon ist nach Tours gereist
Und prüft die neuen Waffen.)

Wie laut herab vom Himmelsdom
Ein Gruß der ewigen Liebe.
(Im letzten Meeting zu Berlin
Gab's wieder blut'ge Liebel)

Versöhnung strahlt der Sonnenglanz
In jedes Herz hernieder.
(Im schönen Spanien sind entbrannt
Die Bürgerkriege wieder.)

Welch' heil'ges Weben weit und breit,
Welch' sabathliches Warten!
(Es droht bereits auf Chinas Stur
Ein neues Schädelspalten.)

In Waldesruhe lauscht das Herz
Dem heitern Liebeschalle.
(An allen Ecken hört man nur
Größe und Branalle.)

Das ist doch noch Wahrheit — da kann uns doch Niemand den Vorwurf überzärtlicher Schönpsinselei machen — da trägt doch wahrlich jede Strophe den frappant getroffenen Jamuskopf des „Modernen!“

Nehmen wir ferner die Empfindungen, die unser Lyriker bei der Betrachtung der Natur haben. Da wird von Völkerverfrühling und Weltliebe und Herzenglüd und trunkenem Gottergebung und tausend andern Dingen gesprochen, die keinem Menschen heutzutage beim Anblick eines knospenden Waldes oder einer grünen Wiese in den Sinn kommen. Man darf doch aber wohl verlangen, daß wir unsere Empfindungen im Gedichte wiederfinden. Hier, Ihr Poeten, „spanne sich des Fleißes Nerve“ — und damit Ihr nicht fehlgreift, haltet Euch an folgende Muster:

I. Morgenwanderung.

Es blüh'n die weiten Felder
Im ersten Frühlingwehn:
Wann werden meine Aetien
Wohlf auch in Wäthe stehn?

Es steigt die frohe Lerche
Ins lustige Revier:
Ihr Courje meiner Papiere,
O sagt, wann steigt auch Ihr?

II. Zugstüd.

Es zieh'n die goldnen Wolken
Vorüber in der Luft.
Es zieh't in alle Gemüther
Der mächtige Lenzesduft.

Es zieh't in Dichterherzen
Der Morgensonnenschein.
Es zieh't der gesteigerte Miether
In neue Wohnungen ein.

Es zieh'n die Wandervögel
In Schaaren zu uns her:
Ach, nur der Gründungsstündel
Zieht leider gar nicht mehr.

Das sind die Gefühle, die wir der Natur gegenüber haben, und für diese sollen unsere Lyriker die entsprechenden Töne finden.

Viel läßt sich auch durch Modernisirung classischer Beispiele erreichen. Etwa in folgender Richtung:

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und Nichts zu gründen —
Das war mein Sinn.

Oder:
Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Gelüde.
Bringt die Bank nicht viel Profit,
Wach' ich nächstens pleite.

Und so weiter! Vivat sequens!
Hoffentlich genügen diese wenigen Anregungen, um auch

die Frühlingslyrik unseres Jahrhunderts mit dem rechten realistischen Geist zu begaben. Wenn ich zum Ueberflus den Boeten noch die Versicherung gebe, daß sie sich auf diesem Wege unfehlbar die Anerkennung eines Julian Schmidt erringen werden, so glaube ich — um mit Johann Hoff zu sprechen — „mich jeder weiteren Anpreisung enthalten zu dürfen“.

Pastelle.

Das Fräulein von Rez.

Die kleine Sammlung von Pastellbildern und Kupferstichen, welche die Wand vor mir über meinem Arbeitstische ziert, zeigt mir gar manche interessante Gestalt — meist sind sie jedoch unbekannt geblieben, und nur wenige finden sich unter ihnen, deren Namen Frau Fama, jene geschwätige und doch dabei oft so vergeßliche Alte, der Nachwelt aufgehoben und ins „goldene Buch“ der Unsterblichkeit eingetragen hat.

Da lächelt mich ein schönes Frauenbild mit dunklen, heiterblickenden Augen und muthwillig zuckenden Lippen an. Zu dem vollen, goldblonden Haar hängt ein frischer Bergkmeinschnittzweig, und eine Kette großer Perlen fällt auf die sinnige Stirn nieder. Perlen umschlingen auch den vollen, schneeweißen Nacken; auf beiden Seiten ringeln sich dicke und lange Locken, zwischen denen noch hier und da eine vereinsamte Bergkmeinschnittblüte verstreut liegt. Die Taille, von der wir nur einen schmalen Streifen unter dem weiten, spitzenbesetzten Halsausschnitt sehen, ist aus blauem Atlas und vorn mit einer perlen- und diamantengezierten Agraffe geschlossen.

Das reizende Bild scheint jeden Augenblick die vollen Lippen öffnen zu wollen, um seiner Heiterkeit durch ein fröhliches, silberhelles Lachen Luft zu machen.

So sah Maria Paula Margarita Franziska von Gondi aus, als mit einem zärtlichen Blick auf ihren Bräutigam, den edlen und ritterlichen Grafen Franz Emanuel von Lesdiguières, sie den Ehecontract unterzeichnete. Sie war damals gerade neunzehn Jahr alt und bisher unter der strengen Aufsicht ihrer ebenso häßlichen, als frommen Mutter im Kloster der Jungfrauen des Ordens von Calvaire zu Machecoul erzogen worden. Ihre Mutter hatte dieses Kloster gestiftet, ihre ältere Schwester Katharina, eine imponirende, kalte Schönheit, war Generaloberin des ganzen Ordens vom Calvaire, ob sie gleich kaum siebenundzwanzig Sommer zählte. Madame, die Mutter unseres blonden Engels, ließ diesen nie aus den Augen, außer wenn sie in Andacht versenkt am Altar ihrer heiligen Schutzpatroninnen kniete und inbrünstig betete.

Wie konnte sie auch glauben, daß unterdessen Marguerite mit einem gewissen — doch nein, wir wollen Nichts verrathen, belauschen wir vielmehr das Thun und Treiben der kleinen Gott geweihten Herzogstochter — denn wir müssen wissen, daß Marguerite's Vater durch ihre Mutter Herzog von Rez geworden war.

Oben auf dem links vom Hochaltar sich erhebenden Chor war der Stand für die Nonnen und Klosterschülerinnen hergerichtet, der frappant einem aus vergoldeten Gittern zusammengestellten Papageienbauer ähnelte. Marguerite hatte sich des thronartigen Lehnstuhls ihrer Schwester, der Generaloberin, die mit der Mutter am Altar zu knien pflegte, bemächtigt und zur besseren Aussicht eine vergoldete Krabbe aus dem Mittelfeld des Gitters herausgebrochen.

Eines Tages, es war im Frühjahr, sah Marguerite von diesem Observationspunkte aus einen jungen Mann mit zwei feinalten, weißgelockten Damen in einem bisher unbefestigten Kirchenstuhl erscheinen. Der junge Mann mußte sie doch interessieren, denn sie hatte heut nur für ihn Augen und ärgerte sich gewaltig darüber, daß das Gitter ihm die schöne Aussicht — sie selbst nämlich — bis auf das Köpfchen verdeckte. Da schlug er die Augen zu ihr auf, er sah sie und war ganz bezaubert von der Erscheinung — wenigstens meinte diese es so — da er keinen Blick von derselben mehr verbande.

Als Marguerite am andern Morgen in den Weststuhl trat — o Himmel — da sah der schöne junge Mann von gestern wieder an seinem Platz und blickte gespannt nach oben. Ein Lächeln umflog seine Lippen — Marguerite lächelte wieder. Von nun an kam der junge Mann, der, wie die kleine Nonne erfahren hatte, Franz de Créquy de Bacon de Blanchefort hieß, täglich von seinem nahen Schlosse Saulx nach Machecoul zur Messe, und gar innige Blicke des zärtlichsten Einverständnisses wurden durch das für profane Augen scheinbar undurchdringliche Gitter gewechselt.

Bald jedoch genügte dieser Verkehr par distance nicht mehr; es ist kaum denkbar, doch die schöne Margot hat es selbst oft lachend erzählt — der junge Graf von Lesdiguières verbar, als Marguerite ihn sah, ein zartes und zärtliches Billet in den Schnörkeln einer Säule.

Wochen lang währte dieser Briefwechsel, ohne daß auch nur eine Seele weiter eine Ahnung davon hatte, bis plötzlich der Graf Lesdiguières, durch die Todesnachricht seines Vaters erschreckt, ohne Abschiedsworte oder Zeilen nach Paris abreiste. Vergeltens eilte Marguerite von ihrer Liebe getrieben hinab nach der Kapelle, kein Gruß, kein Blättchen, Nichts mehr war zu finden. In der Messe fehlte er auch — sie kam endlich in ihrer Ueberlegung dahin, ihm müsse ein Unfall zugestoßen sein. Natürlich härmte und grämte sie sich sehr, doch was nützte das!

Wer beschreibe aber Marguerite's freudigen Schrecken, als sie den so lange Vermissten nach Ablauf von zwei Monaten wieder auf seinem Plage sah — daß sie heut auf die Messe noch weniger hörte, als früher, ist selbstverständlich. Und dann die Haft, mit der sie nach der Messe in die Kapelle eilte, um den ersten Gruß des Geliebten aus der Säule zu holen. Der Brief des jetzt Herzog gewordenen Grafen erklärte Alles, sein Verschwinden, er war voll von Betherungen seiner Liebe und schloß mit der Erklärung, feierlich um ihre Hand zu werben.

Als Madame, die Herzogin von Rez, diese Erklärung am andern Tage von Herzog Lesdiguières entgegengenommen hatte, begann sie sich nicht lange mit ihrer Antwort, denn die Créquy's, von denen die Familie des Freiern eine Nebenlinie war, waren von eben so gutem Adel, als der König, das

stand fest, Geld hatten sie noch mehr, als der König, denn wenn man in Touraine frug, wem die herrlichen Güter und Schlösser alle gehörten, dann bekam man sicher bei vier unter zehn die Antwort: „Dem Herzog Lesdiguières“. Und so wurden die beiden mit einander verlobt.

Am 12. März 1675, zehn Tage nach ihrem Geburtstag, wurde sie von Monseigneur de Harlay, dem Erzbischof von Paris, getraut.

Margot brachte ihrem Gatten als Mitgift das Herzogthum Rez, die Grafschaft Joigny und das Marquisat Camache mit und nahm den Titel Herzogin von Saulx an, den sie erst nach dem Tode ihrer Schwiegermutter, um Verwechslungen zu vermeiden, mit dem von Lesdiguières vertauschte.

Wie glücklich war die schöne Herzogin, als sie zum ersten Mal in Versailles erschien. Die Hallen des alten Hôtel Gondi im Faubourg St. Germain, das sie mit ihrem Gemahl bewohnte, wurden nicht mehr still — immer hallten sie von dem Lachen der Herzogin wieder. Hier versammelte die schöne junge Frau einen gar ausgewählten Kreis — sie empfing hier oft die Prinzen von Gebliut, und selbst der Dauphin verließ zuweilen Schloß Meudon, um Hôtel Gondi mit seiner seltenen Gegenwart zu beehren.

Aber am schönsten war's doch, wenn sie allein mit ihrem Gemahl in den schattigen Parthien des Gondigartens lustwandelte und sie ihm immer wieder von neuem sagen mußte, wie so sehr lieb sie ihn habe. Dann lachten und sprachen sie wie ein paar große Kinder. So gingen mehr als drei Jahre hin.

Der Herbst 1678 färbte das Laub, und die Wege des Gondigartens füllten sich mit welken Blättern — da, es war am dreißigsten October, überreichte Marguerite dem Herzog, ihrem Gemahl, den Erben von Blanchefort und Lesdiguières. Am zwanzigsten November erhielt er in der Taufe vom Erzbischof Monseigneur de Harlay die Namen Ludwig Johann Paul. Und der Dauphin selbst war des Knaben Pathe.

Den Winter verbrachte sie eingezogen auf Schloß Rez, wer fehlte ihr auch da? was kümmerte sie die Welt? hatte sie doch ihren herzigen Knaben und einen Gatten, der sie, wenn dies überhaupt möglich war, noch inniger, zärtlicher liebte.

Selbst der Sommer sah sie nicht in Versailles; während der heißen Monate war sie auf Schloß Prinçay in der Bretagne am Meere, später in der Provence und dann, um der alten Herzogin-Mutter ihren einzigen Enkel zu zeigen, in Kloster Machecoul, wo sie gar vieles verändert vorfand und besonders ihre alten Freundinnen vermisse.

Als sie 1679 zum ersten Mal wieder in Versailles erschien, war sie herrlicher, denn je, aber auch geistreicher, als früher, sie war gehaltvoller in ihren Gedanken, und Frau von Sévigné schreibt von ihr: „sie würde auch, ohne so schön zu sein, wie sie es ist, durch die Grazie ihres Geistes bezaubert“. Es war in diesen und den beiden folgenden Jahren ein wahrer Wettstreit bei Hofe, der Herzogin von Saulx zu huldigen, wenn auch eine andere Partei der Fürstin da Catalica, und wieder eine andere der Gräfin von Brancey, dem Engel, wie man sie nannte, den Preis der Schönheit zuerkannte, die meisten legten doch ihren Tribut gern zu den Füßen der Herzogin Marguerite nieder. Und die nahm ihn auch mit jener bescheidenen Heiterkeit, die alle noch mehr entzückte, auf. Und der Herzog? Der wurde förmlich eitel auf sein schönes Weib und liebte sie um so mehr, je mehr man sie verehrte. Einmal fragte ihn die Herzogin von Annon, ob er denn gar nicht eifersüchtig wäre, und auf wen? „O ja,“ meinte die Herzogin dann, „aber leider hätte der Herr fast noch mehr Recht auf seine Gemahlin, als er selbst — sein kleiner Sohn nämlich.“

Da trat ein Fall ein, den Niemand vorher bedacht hatte, am wenigsten Marguerite — das schöne, strahlende Weib von sechsundzwanzig Jahren wurde Wittwe.

Am 21. März 1681 fuhr die Herzogin hinaus nach Versailles, um der Prinzessin von Orleans für deren Beileid zu danken. Seitdem betrat sie das prächtige Königsschloß mit seinen vergoldeten Sälen nicht mehr.

Dafür schuf sie sich ein eigenes Versailles in ihrem weiten Palais, und hier war sie für ihren kleinen Herzog Johann Paul Herrscherin. Nur wenige Begnadigte durften den Fuß in diese Hallen setzen, in denen Marguerite jetzt eine fabelhafte, doch würdige Pracht entwickelte — sie wandelte das düstere Palais mit dem weitaufgehenden Garten in einen Feensitz um — wo die Natur nicht langte, mußte die Kunst nachhelfen.

Hier in den prächtigen Gemächern, unter den schattigen Almenhängen und zwischen den cararischen Marmorgestalten überwachete Marguerite die Spiele ihres einzigen Kindes, für das sie ja eigentlich nur noch lebte und das sie alle Tage seinem edlen, allzu früh verbliebenen Vater ähnlicher werden sah.

Frau von Sévigné gibt uns Anweisungen, wie es im Innern des Palais Gondi aussah — machen wir daher der Herzogin einen Besuch.

Nachdem wir lange Fluchten von Sälen, Kammern und Zimmern durchschritten haben, öffnet ein Cavalier den einen Flügel der letzten Thür, schlägt die sich bauschende Portiere auf, und wir stehen vor der schönsten und reichsten Frau Frankreichs. Marguerite ruht, in violetter Tafel gekleidet, halb liegend, halb lehrend, in einer Bergere und läßt träumend die Augen durch die hohen offenen Fenster in den prächtigen Garten schweifen. Das volle blonde Haar ist gepudert, sorgfältig frisirt und mit einem schwarzen Spitzenschleier bedeckt; der Hals ist nicht ganz von den schwarzen Spitzen umhüllt, vielmehr schimmert seine liebliche Fülle und blendende Weiße lockend hindurch. Zu ihren Füßen auf einem Tabouret sitzt ein Knabe von fünfzehn Jahren, eine bildschöne Erscheinung. Er hat die Augen seiner Mutter und ihr blondes Haar, das Gesicht aber verleugnet seine Abstammung aus Haus Lesdiguières nicht.

Die Herzogin hält ein feines Billet in ihrer Hand — ein Page von Monseigneur de Harlay, dem Erzbischof von Paris, hat es soeben gebracht. Monseigneur ist unwohl und schreibt, „er könne, so gern er es möchte, heut nicht nach Conflans kommen, das böse Podagra hielt ihn in seinen Klauen.“

Der greise, geistreiche Erzbischof von Paris ist der intimste Freund der armen Herzogin und Lehrer ihres Sohnes. — Conflans ist eine ihnen zu gleichen Theilen gehörige Villa, eine kurze Strecke von Paris, der Ort, wo der Prälat mit seiner Freundin und seinem Schüler seine Zusammenkünfte

hielt, da er Hôtel Gondi wegen alter Erinnerungen nicht gern betritt. Conflans liegt reizend, ein entzückender Garten, bald so schön wie der Gondipark im Faubourg St. Germain in Paris, umgibt das Haus, und in seinen schattigen Buchen- und Larzsgängen lustwandelt das seltsame Paar, der sterbende Greis und das auf der Höhe des Lebens prunkende Weib — in einiger Entfernung hinter ihnen folgt ein Gärtner und verhilft mit einer Harke sogleich die Spuren ihrer Schritte, denn der Herr Erzbischof ist gar zu eigen mit seinem Garten, daher sieht dieser aber auch immer wie ein Schmuckkästchen aus. Madame Marguerite schläft nie in Conflans, obgleich sie alle Nachmittage hinausfährt, und eine Reihe prächtiger Zimmer zu ihrem Besuche stehen. Wenn sie mit dem Freund genug geplaudert hat, pflückt sie sich einen Strauß Veilchen oder Rosen, je nach der Jahreszeit, und kehrt mit ihrem Sohn nach Paris zurück.

Wir verließen also Madame Marguerite, wie sie, nachdem sie den Brief ihres Freundes gelesen hatte, ihren Gedanken nachhing. Ihr reizendes Boudoir ist mit aller Verschwendung jener Zeit ausgestattet — dabei macht es aber auch dem Geschmack der Besitzerin alle Ehre. Die Tapete ist in Laq von Coromandelcarbe, darauf vielfach verschlungenes Blattwerk und Hautreliefs von Gold. Die Möbel sind mit schweren indischen Stoffen überzogen, grau in grau in vier bis fünf Nuancen brochirt und reich vergoldet. Ein großer, dicker Teppich aus grauem Sammet mit Goldfranzen bedeckt das Parket — das eigentliche Mittelstück aber, auf dem der Sessel der Herzogin wie ein Thron steht, ist aus geflodetem Hermelin (den der Onkel der Sévigné, ein Baron Breteuil, auf 90,000 Franken schätzte). Mehrere hübsche Mädchen, einfach in violetter Seide, die Herzogin trauert noch immer — reichen Erfrischungen herum. Es mag nicht Wunder nehmen, daß Madame die königliche Trauerfarbe trägt — diese steht ihr als cousine du roi außer dem Thronhimmel und dem Gefolge von Edelknechten zu. Die Mädchen stammen alle aus den ältesten, aber verarmten Geschlechtern und sind meist in St. Cyr, dem von der Maintenon gestifteten Kloster erzogen worden. Die candiden Früchte und Biscuits liegen auf emailirten Goldschalen, die zur Hälfte, nämlich am ganzen äußeren Rand, mit schönen Perlen, theils hängend, theils künftwill gefast, wie man sie an Uhren oder Medaillons besetzt findet, bedeckt sind.

Am nächsten Morgen weckte die erste Kammerdame Marguerite's ihre Herrin früher als gewöhnlich, ein Page des Erzbischofs meldete, daß Monseigneur vom Schlage betroffen sei. In einer halben Stunde stand die Herzogin am Lager des Kirchenfürsten. Er starb in ihren Armen, nachdem er ihr und ihrem Kinde den Segen ertheilt hatte. An diesem Tage, es war der 6. August 1695, sah Paris ihren gelben und purpurbekleideten Wagen mit einem Paar Negern auf dem Tritt zum letzten Mal. Fortan blieb die schöne Herzogin in ihren innersten Gemächern. Aber die Pariser erzählten mit Staunen von der Pracht, die sich täglich reicher im Gondihaus entfaltete. Ein durchsichtiges, vergoldetes Gitter gestattete jedem Vorübergehenden, in den prachtvollen Vorsaal des Feenpalastes zu blicken. „Feenpalast“, so nannte man in der That das dunkle Gebäude, und St. Simon spricht, wenn er von Marguerite redet, nur von der Fee.

Nur noch einmal, am 17. Januar 1698, erschien die Herzogin öffentlich, aber da in aller Schönheit. Früh schon ließ sie sich schmücken — es galt ja dem Ehrentage ihres einzigen Kindes, ihres Sohnes, der heut die schöne Bernardine von Dursfort, Herzogin von Duras heimführte. Alle die blühenden Brillanten, die sie so lange nicht berührt hatte, schillerten heut in dem gepuderten Haar. Ein Unterkleid aus Silberstoff mit einer von zwei Pagen getragenen Schleppe, darüber mit Brillanten gerast eine feine Spitzenrobe, im Werth einer französischen Grafschaft, — Hals und Arme trug sie heute frei, nur von schwarzen Alençons umwallt. Sie war heute, trotz ihrer neununddreißig Jahre, doch die Schönste im alten Palais Gondi, dessen vergoldetes Gitter sich auf wenige Stunden dem ganzen Hof öffnete. Ein schwarzer Schleier wurde durch die blühende Herzogskrone gehalten. Neugierde, Pflicht, Conventienz und Theilnahme hatten eine unzählige Schaar von Gästen herbeigeführt; selbst der König hatte seinen ersten Kammerherrn gesandt, um von ihm Glückwünsche zu bringen; acht Prinzen von Gebliut empfing heute die Herzogin und mit welcher Würde und Hoheit!

Acht Tage darauf verließ ein prachtvoller Reisezug das Hôtel Gondi, Marguerite, Herzogin von Lesdiguières begab sich mit ihren Kindern nach Schloß Rez — sie schien in diesem Frühjahr noch einmal von aller Lebenslust und Freude durchglüht zu sein. Mit ihrer kleinen Herzogin von Saulx durchstreifte sie die schöne Gegend und erholte sich sichtlich. Selbst als Johann Paul im Sommer nach Italien abging, um dort im Heere seine Stelle als Lieutenant der Garde française einzunehmen, ertrug sie die Trennung ruhiger, da ihr doch die kleine Bernardine, ein frohes, munteres Wesen, zurückblieb.

Doch der Krieg zog sich in die Länge, und bald konnte sie die Sehnsucht nach ihrem Sohne, ebenso wie die kleine Herzogin nach ihren Gemahl, nicht mehr unterdrücken. Zwei Jahre lang hatten sie ihn nicht gesehen. Daher verließen die beiden Frauen im Frühjahr 1700 das schöne Schloß Rez, um nach Benedig zu gehen. Glücklich kamen sie dahin — doch nur, um den Besuchten während seiner Verwundung zu pflegen.

Sie kehrten im folgenden Jahr nach Paris zurück, und Johann Paul führte sein schönes Weib in Versailles ein, während Marguerite nach Machecoul zu ihrer Schwester ging.

Drei Jahre sind seitdem vergangen, fünf Jahre des höchsten Glücks für die Herzogin — da kniete sie gebrochen am Sarge ihres einzigen Kindes. Er starb fern auf dem Felde der Ehre vor Modena, ohne den Segen der Mutter empfangen zu haben. Seit diesem fürchterlichen 19. September 1703 sah kein Mensch mehr die schöne, bleiche Frau mit dem über Nacht ergaunten Haar. Einsam lebte sie noch dreizehn Jahre in ihrem vergoldeten Palais Gondi, dann schied sie sanft ohne Schmerz und Leid — sie hatte im Leben ja genug gekämpft. Sie ruht, nach ihrer eigenen Verordnung, in der Kapelle von Blanchefort bei den beiden geliebtesten Menschen.

Die Mode.

(Mit Illustration von Hoffmann.)



K. Hoffmann's Kunst-Anstalt, Wien.

Ich schreit mir im Kopf, und zu voll ist noch mein Herz von dem Nüchternen, Schönen, Großen, das ich in Wien gesehen. Ich bin Allen so dankbar, der Sonne, die es endlich doch gut gemeint, den lebenswürdigen Bewohnern der, wenn auch nicht „Einen“, doch einzigen Kaiserstadt, dem Hunderttausenden, die zu dem Weltbazar in was immer für einer Weise das Jährige beigetragen haben, und außerdem Jedem insbesondere, der mit mir über diesen Triumph menschlichen Könnens ehrlich, ohne Hintergedanken und Heuchelei Vorbehalte, von ganzer Seele sich freut! Aber — fragen Sie mich noch nicht über mein Thema aus, drängen Sie mir noch nicht die Feder in die aufgeregte Hand, um über „die Mode in der Weltausstellung“ zu schreiben. Lassen Sie mir über die rauchenden, wogenden, farbenschildernden Tage das Mondlicht der Erinnerung fallen, das kühlend ist, aber die Umrisse schärfer zeichnet. Ich gehöre ja nicht zu den Starken meines Geschlechts. Alles macht wohl reich Eindruck auf mich, aber nicht eben so schnell kann ich das Facit ziehen. Auch wird Ihr trefflich und berühmter Berichterstatter angehörigen Gebiete, als da sind: Maschinen- und Handweberei, Kunstfärberei, Spitzenindustrie u. s. w. u. s. w., kritisch und pragmatisch beleuchten. Der Leser aber, der Zeit und Mittel die Reife nach Wien gestatten würden und nur Bequemlichkeit oder grundloses Gellästische bisher verleiden, rufe ich das Goethe'sche Wort zu, das auch von dem Wiener Weltrequisit und dem Für und Wider in der Presse darüber gelten mag: Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen, wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.

jedenfalls die den Frauen besonders schönen und Handweberei, Kunstfärberei, Spitzenindustrie u. s. w. u. s. w., kritisch und pragmatisch beleuchten. Der Leser aber, der Zeit und Mittel die Reife nach Wien gestatten würden und nur Bequemlichkeit oder grundloses Gellästische bisher verleiden, rufe ich das Goethe'sche Wort zu, das auch von dem Wiener Weltrequisit und dem Für und Wider in der Presse darüber gelten mag: Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen, wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.

Und nun zu den praktischen Fragen, die ich bei meiner Rückkehr in die ländliche Willkürjurisprudenz in Briefform vorgehen. Eine zum Anbruch bereit Cavalcade, die unter meinen Fenstern föhlich lärmte, mahnt mich sofort an die eine, auf „das moderne Reittkleid“ bezügliche. Lassen Sie also, meine schönen Amazonen, den Mod, dessen Saum einige Schritte eingekantet werden müssen, aus blauem oder schwarzem, leichtem Damastuch zwei und eine halbe Elle lang fertigen, dazu — aus demselben Stoff — eine spencerartige Taille oder auch eine runde mit Postillonhoch. Für den Sommer macht man die Taille gewöhnlich vorn aufgeklappt, mit vortengeklümmten Nevers von Seide oder hellem Stoff. Die Spentertaille wird vorn sehr häufig nur durch einen Knopf gehalten und ist abwärts derartig ausgeschnitten, daß man darunter eine weiße Biquette sieht. Und was man nicht sieht, die Pantaloons, werden ebenfalls oft von hellem Stoff dazu gefertigt.

Was den Hut betrifft, so bleibt es beim Alten: Schwarzer Seidenfilzhut von der Form der Herren-Gymlinderhüte, wenn auch sehr niedrig. Last not least, der Schleier: von dunkelblauer Seiden gaze, um den Hut gewunden und dann mit langen Enden niederwehen.

Die jungen Damen, welche dem Sport huldigen, befinden sich immer nur in der Minderzahl; ein Tanzfest im Grünen jedoch, ein ländlicher Ball lockt unsere Jugend ohne Ausnahme. Die Mode macht bei diesen Gelegenheiten kein strenges Gesicht, in der schönen freien Natur ist Einfachheit der beste Schmuck. Deshalb werden der weiße Musselin und die weiße Gaze fast ausschließlich zu den Roben verwandt, welche man nach Belieben mit oder ohne Uebergewand trägt. Gefränselte oder gefaltete Volants, Säume, Strickereien, Valenciennes, Spitzen, Spigenenjaße garniren Vorder- und Rückenbahnen, dazu kommen Blumen, Schärpen — aber, wo bleibt da die Einfachheit?! Ich kann nicht helfen, selbst der Dichter läßt die Städterin, die den ländlichen Schönen den Krieg droht, nur „die Taill' und Schleppe“ verändern. Den Anspuz lassen wir uns nicht nehmen!

Reicht man ein farbiges Unterkleid vor, so sei dasselbe nur von zarter Farbe; Mädchen wählen am liebsten Musselin oder Batist in matten Blau, Rosenroth oder Grün; — junge Frauen Taffet in diesen Farben oder in sanftem Gelb, Silbergrau, Lavendel, oder Malvenfarben. Die Blumen — und zwar kommen im Freien auch die natürlichen zur Geltung — werden als Bouquets, Zweige oder Guirlanden in nicht zu großer Fülle auf den Kleidern angebracht. Zur Coiffüre bevorzugt man den graxiösen, anscheinend kunstlos, wie von selbst sich fägenden Tuff mit tief niederfallender Mante.

Weiße Musselinkleider mit abgepaßten, in Seide gefähten Blättern, und Blumenbordüren bieten sich als anmutige Sommerball-Toilette für junge Frauen. So sah ich gestern eine Robe, deren Volants mit moos- und olivgrün abgetonten Blätterguirlanden besetzt und mit blaßblau Taffet passopoliert waren. Ein Unterkleid aus lezgenanntem Stoff schimmerte leicht hindurch.

Den weißen Musselin-Corjages der jungen Mädchen reißt sich eine allerliebste Neuheit an, das Niederfichu. Dasselbe wird aus himmelblauen oder rosenrothem Grosgrain hergestellt und mit Valenciennes Spitzen reich garnirt. Es besteht aus einem niederkantigen, oben und unten in eine stumpfe Spitze auslaufenden Vordertheil mit kurzem Schoß und aus Achselbändern von gefaltetem Musselin. Letztere legen sich, wenn das Fichu nicht zu einem hohen Leibchen getragen wird, in Form einer Vertice um den Rückenanschnitt und schließen mit einem Schließknöpfchen nebst langflatternden Enden aus Grosgrainband. Von dem Wieder selbst geht einige Centimeter unterhalb der Taillebiegung nach jeder Seite zu ein loser Schoßtheil, der im Rücken wieder bis zur Taille aufsteigt und durch eine breite umfangreiche Schärpe zusammengefaßt wird. Schleißen, mit Spitzen untermischt, zieren die vordere Mitte des Wieders.

Ebenfalls gestern — dies Gestern war in dieser Beziehung sehr lehrreich — sah ich ein weißes, mit einem derartigen Niederfichu ausgestattetes Musselinkleid, das wie die oben erwähnte Robe eben erst aus einem Carton des Magazins Gerson genommen war. Den Rock umgab ein 40 Cent. hoher, in ruffische Falten gelegter Volant, um dessen Kopf sich ein Gewinde von Bergschneidwerk zog, und der vorn von zwei, im Rücken von vier schmalen gefränselten Volants überragt wurde. Letztere, von einer Valenciennes Spitze

umfäumt, schlossen insgesammt oben mit einem entsprechenden Zwischensack ab. Oberhalb der Volants war die Vorderbahn abwechselnd aus schmalen Säumen, Spitzen-Entrebeuz und Spitzen in schräger Richtung zusammengelegt und zwar so, daß sie sich in der Mitte begegneten und nach unten zu eine Bude zeichneten. Die vorn geöffnete und im Rücken zu einem Puff

drapirte Tunika bestand aus senkrechten Mullstreifen und Spitzen-Entrebeuz und wurde rings von einem gefähten Zwischensack und einem mit Spitzen umrandeten Volant begrenzt. Ein himmelblaues Niederfichu schmückte das ausgeschnittene Leibchen, dessen Vordertheil mit demjenigen des Rockes harmonirte. Ein Tuff Bergschneidwerk mit lang herabhängendem Zweig zierte das Haar der glücklichen Bestizern.

Die Abendtoiletten für nichttanzende Damen in den Bädern lassen die Pracht der Winterfajson nicht vermissen. Schwere Grosgrain in zwei unbestimmten, lila, olive, reseda- oder moosgrünen Tönen, in Indigoblau und in blaßem rose saumon wird ausschließlich zu den Roben gewählt, welche, trotz des Ueberleibes aus anderem Gewebe, eine gewaltige Stoffmasse erfordern. Man schmückt dieselben reich mit naturfarbener Guipüre oder mit weißen ruffischen Points. Die Uebergewänder, größtentheils in der Polonaisenform, fertigt man aus Algerienne (mit naturfarbenen Seiden, oder mit lila oder olivgrünen Chenillestreifen) und aus getreifter oder damascirter Seidengaze. Die Zusammenstellung einer Robe in hellem rose saumon und einer Polonaise aus gleichfarbiger Gaze mit blaßblauen Taffetstreifen durchweht, gilt als eine der elegantesten.

Für den Promenaden-Anzug hat man neuerdings Polonaisen aus schwarzen Grenadinestreifen und reharbenen Guipüre-Entrebeuz zusammengesetzt. Vorn treffen Streifen und Entrebeuz in der Mitte zusammen, indem sie, wie bei dem oben erwähnten Musselinkleide, eine schräge Linie und nach unten zu eine Spitze beschreiben, während sie im Rücken vertical laufen. Eine solche Polonaise zeigt vier zugespitzte Bahnen, von denen die beiden vorderen, unter einem vollen Gewinde aus Stoff und Guipüre mit eingeknüpften, geköpften ruffischen Franzen, zu einer Bahn vereinigt werden. Dieselbe geht tief, fast bis zum Saum des Kleides nieder, ist oben auf jeder Seite scharf auf- und zurückgenommen, unter die in der oberen Mitte geöffneten Rückenbahnen gelegt, wieder aus letzterer gezogen und zu einem Puff arrangirt; Wandstücken und Enden fallen von letzterem herab. Ein Grenadine-Volant mit Guipüre und eingeknüpften Franzen umgibt die Polonaise. Die ziemlich engen Aermel sind um den Saum mit Spitzen und Franzen geschmückt; diese Garnirung setzt sich an der äußeren Naht bis zum Ellenbogen fort und schließt hier mit einer Schleife ab.

Polonaisen, aus dem Stoff des Kleides, werden häufig von der Achsel bis zum Saum in schräger Richtung mit großen Perlmutterknöpfen geschlossen und auf der Taille mit einem Nevers geziert. Letzterer geht mit dem Schluß in gleicher Linie. Große edige Taschen, durch Perlmutterknöpfe gehalten, sind auf dem Vordertheil der Polonaise angebracht, die, zurückgenommen, im Rücken sich zu einem Puff gestalten. — Andere Ueberwürfe reifen man auf der einen Seite sehr hoch auf; die geöffneten Hinterbahnen, deren jede in eine stumpfe Spitze endet, schlägt man dann auf der entgegengesetzten Rückenfläche weit übereinander.

Morgens trägt man in den Bädern die Toilette häufig aus baumwollenem Satin hergestellt — weißer, oder hell-maisgelber Fond, mit kleinen tamargiten vielfarbigen Blumen bedruckt. Kleider mit weißem Grund garnirt man mit bronzebraunem Grosgrain und zwar so, daß derselbe das Futter und den Vorstoß des Stoffbesages bildet. Wenn z. B. eine 12 Cent. breite, fächerförmige Mütze den vorderen Schluß der Polonaise oder Tunika bedekt (und eine derartige Verzierung ist sehr beliebt), so ist die Mütze, deren Fächerfalten hin- und hergeschlagen werden, mit Grosgrain gefüttert und passopoliert; in gleicher Weise stattet man den umgelegten Kopf der Volants aus z. B. Letztere besetzt man nur mit einem Grosgrainvorstoß oder einer ebenjochigen Rolle. Ein bronzebrauner Grosgraingürtel, mit einer sehr großen entsprechenden Schleife in der Taillebiegung, im Rücken geschlossen, und weiße Perlmutterknöpfe vollenden den Anspuz eines solchen Morgenkleides. Diejenigen von hell-maisgelbem oder naturfarbem Fond erhalten eine Garnirung von schwarzem Sammet, der in breiten Streifen die Volants umfäumt und zu großen Schleißen geordnet wird.

Uebergürtel trägt man zu solcher Toilette nicht, wohl aber die 5 Cent. breiten leichten Rippsgürtel, welche, vor ungefähr acht bis zehn Jahren schon einmal modern, nun wieder lebhaft in Aufnahme kommen. Man wählt sie von der Farbe des Kleides und schließt sie mit einer großen, ovalen Schnalle aus vergoldeter Bronze oder oxydirtem Silber in durchbrochener Arbeit. Beim Gürtel fällt mir in Folge der Ideenassociation der Eingangs erwähnte Schleier und meine Gesellschaft zu Pferde ein. Wo ritten sie hin?! — Ich schließe, vielleicht liegt es noch der Fremdbinnen

„blauen Schleier über'n Waldweg weh'n“ ...

Veronika von G.

Die Abenteuer des Sennor Sanchez.

Von Ernst Freiherrn von Bibra.

(Schluß.)

In demselben Augenblicke brach der erste Reiter aus dem Buschwerke, und ich setzte meinen Vorsatz ins Werk, indem ich zu lachen anfing, ob besonders gellend, weiß ich nicht, ich sah bloß, daß der Reiter mit einem einzigen Satz über den Weg flog und im Buschwerke verschwand.

Sollte er mich nicht gesehen haben? Kaum war das möglich. Vier oder fünf andere Reiter folgten aber jetzt dem ersten, sie schienen es nicht minder eilig zu haben, als jener, und obgleich sie mein Pferd fast streiften, so nahmen sie doch nicht die geringste Notiz von mir.

Ich lachte nun nicht mehr, denn ich hatte mit meinem Pferde zu thun, welches den Vorüberreitenden folgen wollte; nach kurzem Ueberlegen ließ ich ihm indessen seinen Willen, und nun sah ich, daß ich ein treffliches Thier hatte, denn nach wenigen Schritten war ich mitten unter ihnen.

Wenn jene Männer, welche ich vorhin auf den Anhöhen erblickt hatte, wirklich meinerwegen dort Spähe hielten, so war das vielleicht das beste Mittel sie irre zu leiten, da ich heute

chilenische Tracht trug und wohl nur schwer von den Andern zu unterscheiden war.

Vollständig unklar war mir übrigens, was diese Andern beabsichtigten.

Wie toll jagten sie über Stock und Stein, über sprangenen Gräben, setzten über Gebüsche und schwangen den Lasso, bisweilen vamos oder mas pronto! rufend.

Vorwärts also, immer schneller!

Sollten es Zerrstümpfe sein, die Fußassen eines Tollhais, welche unter Anführung des Herrn Director, des ersten, voran eilenden Reiters, einen Ausflug machten, sowie die deutschen Berrichten von dem Oberarzte bisweilen spazieren geführt werden?

Da in Chile Jedermann ein Pferd besitzt und reitet, zwölfjährige Knaben, Matronen von siebzig Jahren, Stubenmädchen, Köchinnen, Geistliche, Aerzte, und leider auch die Polizeidiener, warum sollte es nicht ebenfalls berittene Tollhäuser geben, Zerranstalten zu Pferde?

Indessen mußte der Wahnsinn plötzlich epidemisch geworden sein, denn ich sah jetzt, daß von Hacienden, Dorfschaften und einzeln stehenden Ranchos allenthalben Reiter hervorkamen, welche sich uns anschlossen, und ebenso eine Menge von Hunden, jene abscheulichen Köter, welche auf dem Lande zu Dutzenden in jedem Hause zu finden sind, und die uns jetzt kläffend begleiteten.

„Mas pronto!“ rief ein neben mir dahin Jagender, den Lasso schwingend, „mas pronto!“ Und da ich keinen Lasso hatte, machte ich wenigstens mit dem Arme dieselbe schwingende Bewegung, ebenfalls: „mas pronto!“ rufend.

„Dort,“ rief jetzt ein Anderer, „dort läuft er!“

Schön, man verfolgte also Jemand! Es war mir lieb, das zu hören, heute mir, morgen dir, und wenn sie jenen zu haßen suchten, der dort lief, so war ich wenigstens für jetzt außer aller Gefahr.

Großer, allmächtiger Gott! Wie ward mir aber, als ich jetzt deutlich den Namen Leon aussprechen hörte, zwar nicht Leon Doria, aber doch Leon!

Seine Schändlichkeiten waren also an den Tag gekommen, der ehrlose Veräther, welcher mich gestern hegte wie ein Waldthier, ward heute selbst gejagt!

Die Vorsehung ist gerecht!

„Jetzt geht sie ins Wasser!“ rief jetzt einer meiner Begleiter.

Wer sollte ins Wasser gehen? Leon? aber man sprach von einer sie, die das thun sollte.

Wo geht sie ins Wasser? fragte ich jetzt Einen neben mir. „Sehen Sie nicht, das Gelbe dort, jetzt werden wir ihn bald haben!“ rief der Mann, „denn dort stehen Bäume, und sicher erklettert er einen derselben.“

Was ich später erst genauer erfuhr, will ich Ihnen hier mit zwei Worten erklären.

Es gibt in Chile, und ebenso an der ganzen Westküste, von Peru an bis zu Cap Horn, ein Raubthier von der Größe eines starken Fleischerhundes. Eine große Raze, ein Tiger ohne Streifen, ein Löwe ohne Mähne, und dieses Thier wird el leon oder la puma, durchweg: Löwe genannt.

Dieser chilenische Löwe ist Kindern, Frauen, im Freien schlafenden Männern und den Hausthieren höchst gefährlich, aber fagenartig tückisch und feig.

Wird ein Reiter eine Puma gewahrt, so sprengt er sie an sie schießt, andere Reiter gesellen sich zu ihm, sämtliche Hunde der Umgebung folgen, ermüdete Reiter ziehen sich zurück, reichlich erjagt durch neu Hinzugekommene, und nachdem man die Puma also meilenweit gekehrt hat, durch Seen, Gehölze und über das Flachland, erklettert sie endlich vollständig erschöpft einen Baum, und wird dort entweder mit dem Lasso gefangen, oder, ist ein Schießgewehr zur Hand, erschossen.

Es ging genau so mit der Puma oder mit dem leon, den ich, ohne es zu wissen, an jenem Morgen jagen half.

Sie schwamm durch einen kleinen Teich, während wir denselben unrittend, und kletterte auf einen an der anderen Seite des Ufers stehenden Baum genau so einfältig, wie es unsere Wildtögen machen, wenn sie von Hunden verfolgt werden und ermüdet sind.

Nun sammelte sich die ganze Gesellschaft der Berittener um diesen Baum, und es entstand ein Lärmen, der in der That grauenhaft war, bis endlich ein alter Sennor, bewaffnet mit einer Muskete aus der Zeit der Revolutionskriege, hervortrat und sich anschickte die Puma herabzuschießen, und nun entstand eine Todtenstille.

Die Chilenen sind die besten Reiter von der Welt, aber zugleich die schlechtesten Schützen, und aus diesem Grunde fehlte der Sennor, nachdem er eine ewige Zeit gezielt hatte.

Er lud nun zum zweiten Male, und als er abermals gefehlt hatte, begannen Einige zu lachen, bei dem dritten wieder verunglückten Versuche aber brachen alle Anwesenden in ein furchtbares Gelächter aus.

Man hatte sich in Chile zu jener Zeit noch eine enorme Kindlichkeit bewahrt.

Indessen trat ich jetzt zu dem Sennor, bat um sein Gewehr, und schoß sofort die Puma vom Baume, und während man jetzt dem noch athmenden Thiere einen Lasso überwarf, um es, wie gebräuchlich, noch eine Zeit lang an einem Pferde befestigt, umher zu schleifen, entstand ein Sturm von Weisfallen, der meinem glücklichen Schusse galt.

Nun aber ist für jede getödtete Puma von der Regierung ein Preis ausgesetzt, und der Besitzer der Flinte sagte jetzt sich ein wenig verlegen die Hände reißend, zu mir:

„Der Preis, Sennor, das Fanggeld, ich dachte, wir theilten es brüderlich!“

„Da sei Gott vor, Caballero,“ verjegte ich, mit der Hand eine abwehrende Bewegung machend, „da sei Gott vor! Unrecht Gut geht nicht! Ihr habt die Puma vortrefflich getrossen, ich habe ihr nur so ein klein wenig den Rest gegeben, und will beschwören, daß sie, auch ohne meinen Schuß, in der kürzesten Zeit herabgefallen wäre. Das Fanggeld gehört Euch ganz und gar, und ich habe Euch nur zu danken, daß Ihr mir Euer vortreffliches Gewehr geliehen habt.“

Welch ein Jubel brach aus bei diesen Worten! Welch ein endloser Weisfallsturm, denn ich hatte in der That wie ein echter Caballero gesprochen und zugleich dem Manne die ausgesetzte Belohnung überlassen, während alle Welt gesehen hatte, daß ich allein das Thier tödtete.

Ein Löwe war gestorben, dafür aber ein anderer erstanden, ich nämlich, welcher der Löwe des Tages wurde.

Umringt von der ganzen Jagdgefellschaft und überhäuft mit Lobprüchen, zog ich stolz dahin, aber nicht meines Weges, nämlich den nach Curacavia, sondern den meiner neuen Freunde, in eine fonda, das ist, in eine nicht weit ab gelegene Schenke.

Schöner Gebrauch, den alle Nationen haben, welche ein Mittel besitzen sich geistig höher zu stellen, sei es auch gerade nicht die Erfindung des Vater Noah, dessen Name schon Trost bedeutet, oder die des höchstseligen König Gambirius, der sich im Grabe wenden würde, wenn er das Getränke kosten müßte, welches die Gegenwart ihm nachgefunden hat, sondern sei es vielleicht Paraguay-Thee, Guarana, Fahan-Thee, Fliegen-schwamm, Stechapfel, Coca, Opium oder Haschisch.

Dieser ehrwürdige, von den Vätern aller Nationen auf ihre Söhne und Enkel vererbte Gebrauch aber besteht darin, sich durch eins oder das andere der gedachten Erquickungen zu belohnen und geistig aufs neue anzuregen nach einer gemeinlich bestandenem öffentlichen Arbeit, Fest- oder Trauer-versammlung, hat man nun ein Monument enthüllt, einem Freunde die letzte Ehre erwiesen, einen neuen Amtsvorstand begrüßt, einer Hinrichtung beigewohnt, einen Bürgermeister gewählt oder einen Löwen gefangen.

Während aber die sonst mäßigen Chilenen heute diese rührende Sitte ebenfalls aufrecht zu erhalten suchten, fühlte ich, was es bedeutet, plötzlich der Liebling des Volkes geworden zu sein.

Und dann der Abstand zwischen gestern und dem heutigen Tage!

Gestern, um dieselbe Stunde, verfolgt gleich einem flüchtigen Verbrecher, heute in Mitte mackerer Männer, die mich belobten meines glücklichen Schusses wegen, verehrten, weil ich mich bescheiden und uneigennützig gezeigt hatte, und die mir sicherlich kein Haar hätten krümmen lassen.

Die Heiterkeit meiner Freunde und Verehrer wuchs mit jedem größeren Glase Weines, und als ich ihnen erzählte, daß ich, von Geburt ein Deutscher, mich längere Zeit in Peru aufgehalten, nun aber nach dem schönen Chile gekommen sei, um mich daselbst anzukaufen, entstand ein grenzenloser Jubel, und ich beschloß, nach deutscher Art und Weise, mich zu erheben und einige dankende Worte zu sprechen.

In diesem Augenblick fühlte ich einen eigenthümlichen Druck auf beiden Oberarmen und der Brust, und während meine Freunde von der Löwenjagd her verstimmt und schon zurückwichen, machte ich die Bemerkung, daß man mir, vom Rücken aus, einen Lasso übergeworfen hatte, der mich vollständig widerstandslos machte.

Es war um die Rede geschehen, welche ich halten wollte, dafür sprach Leon nun einige Worte, Leon Dhorio, an den ich mit keiner Silbe mehr gedacht hatte, und der mit den berittnen Polizeibenedicten während unserer Heiterkeit unbemerkt in die Schenke gekommen war.

„Habe ich Dich endlich, Schurke,“ sagte er, „Einfaltspinsel, der Löwen jagt, während die Gerechtigkeit auf seinen Fersen! Nun aber sollst Du mir nicht mehr entkommen.“

Während nun die in seiner Begleitung gekommenen Häsher mich nach allen Regeln der Kunst fesselten, sagte er zu den Anwesenden:

„Danket Gott, Sennores, daß es mir gelungen ist, diesen Menschen einzufangen, der einer der gefährlichsten Mörder, Räuber und Diebe ist.“

An Bord seines Schiffes hat er den Kapitän und die beiden Steuerleute ermordet, und eben noch zu rechter Zeit wurde sein ruchloser Versuch, das Schiff anzubohren, vereitelt. Dann stoh er ans Land, beraubte ein Kleidermagazin und stahl mir selbst meine ganze Baarschaft, welche er ohne Zweifel in einem Gurte und einer grünen Börse noch bei sich trägt.“

Ein Gemurmel des Unwillens entstand jetzt unter den Umstehenden, als einer der Polizeisoldaten wirklich die bezeichneten Gegenstände bei mir vorfand, aber nie sah ich mehr Ingrimm auf einem Antlitze ausgesprochen, als auf dem Leon's, der den Gurt und die Börse jetzt als sein Eigenthum an sich nehmen wollte, beide Gegenstände aber nicht erhielt.

„Alles nach seiner Art,“ sagte der Mann, der mir meine Baarschaft abgenommen hatte, „aber dieser Mensch hier wird in das Gefängniß gebracht, das Geld aber kommt zum Richter.“

Trotz meiner Erregung entging mir dennoch ein ganz eigenthümlicher, fast verächtlicher Blick nicht, den der Mann bei diesen Worten auf Leon warf, während dieser die Faust drohend ballte und eine Verwünschung ausstieß.

Mein Kerkermeister im Gefängniße zu Valparaiso schien ein ziemlich menschenfreundlicher Mann zu sein und tröstete mich am nächsten Morgen nach seiner Art. „Beruhigt Euch!“ sagte er, „daß Ihr nicht auf die Banceta kommt, ist beinahe so gut als sicher, selbst die Leiter ist zweifelhaft, und wenn man Euch wieder auf Euer Schiff bringt, so laßt Euch gewiß das Herz, denn wo kann man besser sein, als im Kreise der Seinigen.“

Ich schüttelte mich bei dem Gedanken an diesen Kreis der Meinigen, fragte aber, was es mit der Banceta und der Leiter für eine Bewandniß habe, und erhielt die Antwort:

„Wenn Ihr, wie der Sennor Dhorio behauptet, Einen erschlagen habt, kommt Ihr auf die Banceta, das Bänkehen, auf welches man die armen Sünder setzt, wenn man sie erschießt. Habt Ihr aber die Börse und den Goldgurt des Sennor und die Diamanten seiner Braut gestohlen, so führt man Euch an das Haus des Bestohlenen, bindet Euch dort an eine Leiter und schlägt Euch, und in diesem Falle ist nur der gute Sennor Dhorio zu bedauern, welcher hier keine Wohnung hat und sich für dieses Vergnügen eigens eine mietthen muß.“

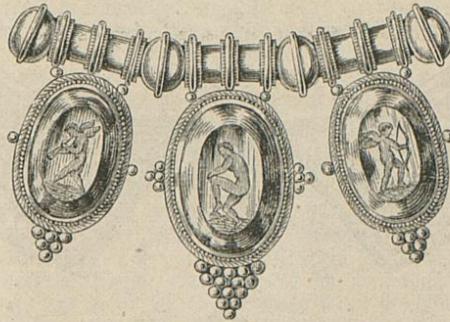
Er ging hierauf, und da man mich weder zu einem Berhöre brachte, noch auf irgend eine andere Art belästigte, so hatte ich Zeit über die angenehme Wendung nachzudenken, welche mein Schicksal genommen hatte.

Ich war jetzt, das bißchen Durchbrennen vom Schiffe abgerechnet, wirklich ein unschuldig Verfolgter, aber ich kann nicht sagen, daß diese meine Unschuld mir ein besonderer Trost in

meinen Leiden gewesen wäre, wie in solchen Fällen andere einfältige Unschuldige behaupten wollen.

Anstatt aber meine Gefühle umständlich zu schildern, will ich Ihnen sagen, welche Entschlüsse ich in meinem Kerker faßte.

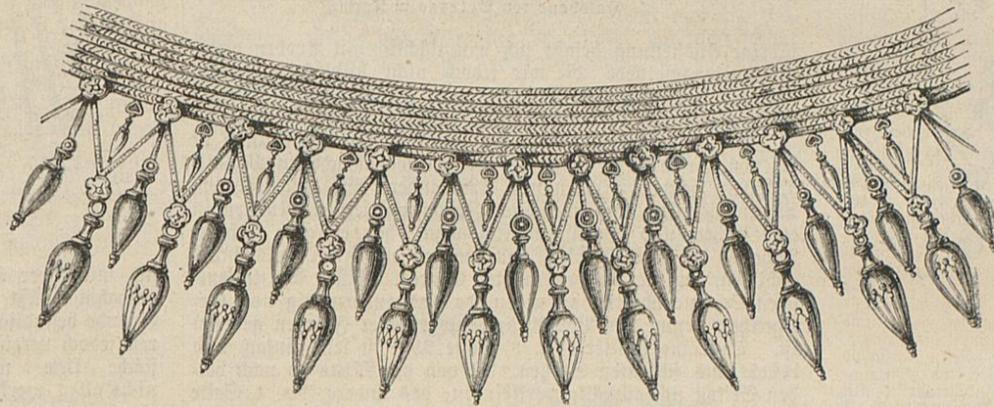
Kam ich auf die Banceta, so wurde ich eben erschossen, wie schon eine Menge von Menschen erschossen wurden, und die Sache war, wenn auch gerade nicht auf angenehme Weise, dennoch beendigt.



1. Halsband von Castellani in Rom.

Weniger konnte ich mich mit dem Gedanken an die Leiter vor der gemieteten Wohnung des Sennor Dhorio besprechen, und ich beschloß, würde dieser Fall eintreten, mich wie ein Rasender zu wehren und auf diese Weise vielleicht getödtet zu werden.

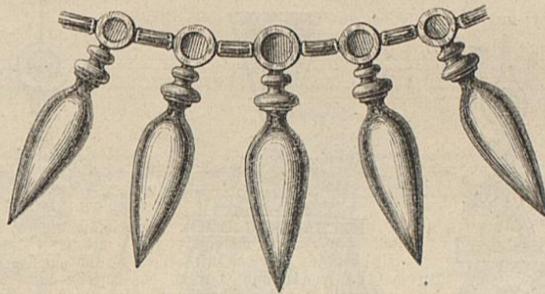
Da aber die Behandlung, welche mir auf dem Delfin bevorstand, ob nun gesetzlich oder ungesetzlich, eine abscheuliche



2. Halsband von Castellani in Rom.

war, so beschloß ich, wenn ich dahin gebracht werden sollte, entweder schon auf der Fahrt nach dem Schiffe oder später bei erster Gelegenheit über Bord zu gehen.

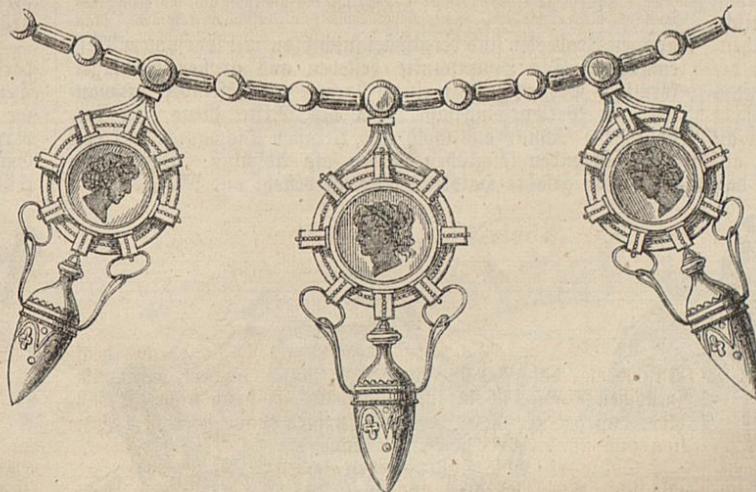
Im freilich ziemlich undenkbar Falle aber, daß ich frei werden sollte ohne Banceta und Delfin, wollte ich den Sennor Leon Dhorio ermorden, wo ich ihn finden würde, und diesen Gedanken behandelte ich mit besonderer Vorliebe, trotzdem aber



3. Halsband von Geralbini in Rom.

waren meine Betrachtungen und Entschlüsse so unerfreulicher Art, daß mir der Tod in der nächsten Minute schon fast wie eine Wohlthat erschien.

Mein Gefängniß lag an der Quebrada de Juan Gomez, die jenesmal noch einsamer, als heute, und mit dumpfer Verzweiflung im Herzen trat ich, als die Nacht eingebrochen war, an das vergitterte Fenster meiner Zelle.



4. Halsband von Geralbini in Rom.

Derjelbe prachtvolle Sternenhimmel, für den ich zwei Tage vorher geschwärmt hatte, entfaltete über mir seine Herrlichkeit mit seinen Wundern, seinen Rättseln und seinem Unbegreiflichen, mit der Ewigkeit und der Unendlichkeit.

Hat es Euch nicht bisweilen gegraut, wenn Ihr in einsamen Sternennächten aufgeblickt zu diesen rollenden Welten und gegrübelt habt über das Unentbare, war es da nicht bisweilen, als träte ein Etwas zu Euch, was dem Wahnsinn ver-zweifelt ähnlich sieht?

Und war ich wirklich wahnsinnig geworden, weil ich drohend die geballte Faust gegen den Himmel hob, Gott ver-wünschend, seine Schöpfung und mich selbst?

Morgen, morgen! Tod, oder Schmach und Schande!

Horch! Was war das? Ein Steinchen abwärts rollend von der Wand des Gefängnisses! Jetzt noch eins, und dann wieder! Ist das nicht das Keuchen einer menschlichen Brust? Kommt dies schwere Athmen nicht näher?

Ein Schatten hob sich draußen vor dem Gitter, aber nein, kein Schatten, ein menschliches Antlit, eine Büste, die einer Frau, der Sennorita Lopez, welche jetzt den Arm durch die Eisenstangen schob, um sich festzuhalten, und keuchend sagte: „Ich kann nicht mehr! Nimm das Seil von meinem Halse und befestige es am Gitter, damit ich abwärts gleiten kann. Ziehe aus meinem Gürtel das Brecheisen, brich auf, folge mir. Schluchtaufwärts stehen die Pferde.“

Ich zitterte so heftig, daß ich nur mit Mühe das Seil befestigen konnte, ich glaube auch, daß ich weinte, was mir bisweilen begegnet, aber ich weiß bestimmt, daß ich von diesem Augenblicke an die Sennorita Lopez liebte, wie nie vorher ein Weib, denn ich hatte Alles begriffen.

Sie war indessen bereits wieder verschwunden, ich hörte abermals Steinchen abwärts rollen und endlich ein leichtes Händeklatschen. Sie war glücklich unten angelangt, und ich dankte Gott, den ich eine Minute vorher gelästert hatte.

Deutschen Spitzbuben stecken ihre guten Freunde Feilen zu, denen in Chile reicht man Brecheisen, Alles nach Art der Landschaft, und ich begriff bald, daß hier das Brecheisen seine volle Berechtigung hatte.

Die Eisenstäbe des Gitters waren so leicht und oberflächlich in das Gefängniß eingelassen, daß ich in kaum einer halben Stunde Raum genug gewonnen hatte, um hindurch zu schlüpfen, und an dem mit Knoten versehenen Seile

dann rasch den Boden erreichte. Von dort an auf die Sohle der Schlucht niederzuklettern, war eine Kleinigkeit, und dann ging ich schluchtaufwärts, wo die Pferde stehen sollten, aber keine hundert Schritte entfernt vom Gefängniße stand die Lopez, da sie Zeuge meines glücklichen Niederstie-gens sein wollte.

Und eben dort schloß ich sie zum zweiten Male in meine Arme, und während mein Mund ihr tausend süße Schmeichel-worte sagte, schwam ich ihr stumm in meinem Herzen, sie hoch zu halten all mein ganzes Leben.

Diese Frau aber, die mich gerettet hatte von Schmach und Verderben, entwickelte noch eine weitere vortreffliche Eigenschaft, die einer Ländigen Würze in Wort und Rede. Denn bis wir die am Ende der Schlucht an einem Strauche befestigten Pferde erreichten, hatte ich Folgendes erfahren:

Der Mord, dessen mich Leon angeklagt, erwies sich schon in den ersten Stunden als eine böswillige Erfindung, dergleichen seine Behauptung, daß ich, der Lopez, Diamanten geraubt habe, da sie selbst dies als eine Lüge bezeichnete.

Was die Börse und meine übrige Baarschaft anbelangt, so hatte einer meiner früheren Kameraden dieselbe als mein Eigenthum erkannt. So war auch diese Schuld von mir ab-gewälzt, und die chilenischen Gerichte hatten ihrerseits mit mir Nichts mehr zu schaffen.

Auf meine Frage, warum ich nicht sofort an unseren Kapitän ausgeliefert worden sei, erwiederte mir die Lopez: „Weil erst der Kostenpunkt mit Ihrem Kapitän bereinigt werden muß. Einmal die Kosten, welche den Unrigen durch die auf Sie angestellte Jagd erwuchsen, und dann muß er den Preis bezahlen, welchen er auf Ihre Habhaftwerdung ausge-zahlt hat.“

Ich rief mir vergnügt die Hände und rief: „Welchen Wirrwarr wird das geben, wenn man morgen das Nest leer finden wird!“

„Er wird so arg nicht werden,“ versetzte die Sennorita, „die Unrigen werden keine Silbe sagen, daß Sie sich aus dem Staube gemacht haben, bis Ihr Kapitän alle Zahlungen geleistet hat, die Rückgabe derselben werden sie aber so lange zu verzögern wissen, daß endlich Ihr Schiff, wohl oder übel, in See gehen wird, ohne einen einzigen Medio zurückhalten zu haben. Dann kümmern sich unsere Gerichte nicht im ge-ringsten mehr um Sie.“

Aber hier fand unsere Pferde, setzte sie hinzu, „bestiegen wir dieselben, und in wenigen Stunden werde ich Sie an einen Ort gebracht haben, wo Sie in vollständiger Sicherheit sind, bis Ihr Schiff den Hafen verlassen ha-ben wird.“

Sie hielt Wort, und später heiratheten wir uns. „Da Sanchez hier schwieg, und es den Anschein hatte, als wolle er nicht weiter sprechen, so sagte mein Freund Müller: „So ist also das dort, in der Ecke, Ihre zweite Gemahlin?“

„Wahre,“ erwiederte Sanchez, „es ist die erste, und eben jene Sennorita Lopez, welche mit ihrem Vor-namen Concepcion heißt.“

„Ach Gott,“ sagte Müller, „warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt?“

„Um die Spannung zu vermehren,“ versetzte Sanchez, „Man darf nicht gleich mit der Thür in das Haus fallen!“

„Als wir später vom Cerro de carretas hinab in die Stadt stiegen, sagte Müller: „Aber glauben Sie denn Alles, was dieser Mensch, der Sanchez, uns da erzählte?“

„Man darf bei Erzählungen,“ gab ich zur Antwort, „nicht so genau auf die buchstäbliche Wahrheit sehen, als vielmehr darauf, daß die Sitten, Gebräuche und die Eigenthümlichkeiten der Betreffenden richtig und naturge-treu geschildert sind.“

„Dann gibt's hier im Lande verzweifelt viele Sennores und Caballeros,“ rief Müller, „haben Sie nicht gehört, wie alle diese Subjecte, mit welchen er verkehrte, also genannt wurden?“

„Es gibt andere Länder,“ sagte ich, „in welchen Subjecte aller Art sich mit großer Selbstgefälligkeit ebenfalls also an-sprechen.“

„Und dann: zuerst ist diese berühmte Concepcion eine

Pacienda-Besitzerin, und nun halten sie da oben, auf dem berichtigten Hügel, eine gewöhnliche Schenke. Wie reimt sich das zusammen?

Er sagte selbst, daß er nur Einzelnes aus seinem Leben erzählen wollte, und wir alle wissen, wie veränderlich des Schicksals Wege sind.

„Meinethalben, aber das werden Sie doch nicht leugnen können, daß Sie ungeheuer für diesen Sanchez eingenommen sind.“

„Nein,“ versetzte ich, als wir uns trennten, „nein, das leugne ich nicht, aber es ist Nichts natürlicher, als eben das!“

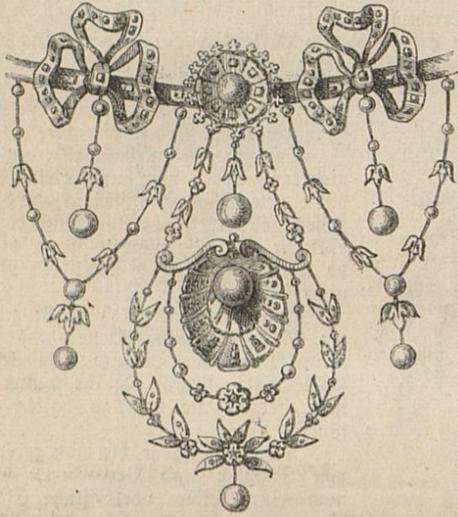
E n d e.

Die Wiener Weltausstellung.

Von Ludwig Pfau.

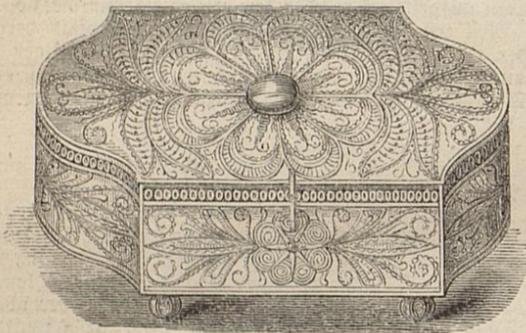
VI.

Unter den Schmuckarbeiten des Wiener Industriepalastes behaupten die italienischen durch tüchtige Technik und ge-



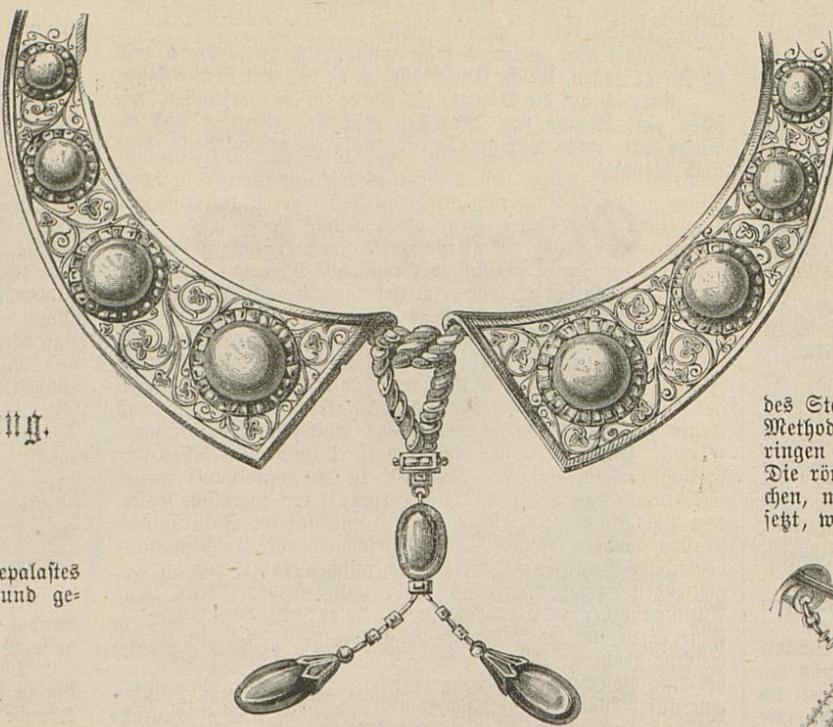
6. In Silber gefaßtes Halsband von Belezza in Turin.

schmackvollen Stil einen der ersten Plätze. Schon auf früheren Ausstellungen haben sich die italienischen Goldschmiede, namentlich Castellani, durch ihre Hals- und Armbänder nach antiken Mustern ausgezeichnet; auch diesmal gibt der Genannte treffliche Proben seiner Kunst, wovon wir zwei Colliers (Nr. 1 und 2, Seite 239) abbilden. Das eine (Nr. 1) besteht aus aneinandergereihten vertieften Gemmen oder Zutaglien, mit einer feinen Perlenkette nebst gewundenen Golddrähtchen eingefast und mit einer hängenden Perlenpyramide verziert; das andere (Nr. 2) aus den bekannten größeren und kleineren



9. Silbernes Kästchen (Filigranarbeit) von Salvo in Genua.

Gehängen, die auf der obern an den Hals anschließenden Brust sich fächerartig ausbreiten. Zu einer vollständigen Wirkung gehört freilich auch der schön geformte antike oder italienische Brustkasten, der schon über dem Busen, vermöge seines Knochenbaues, so kräftig hervortritt und den hängenden Spitzen die zur Ausbreitung nöthige Wölbung darbietet. Das von uns abgebildete Muster ist von der zierlichsten Arbeit und erinnert an ein Spitzengewebe. Die vaseförmigen Körper hängen an kleinen Ketten, und diese, oben und unten von Rosetten abgeschlossen, sind an einem feinen Goldgeflechte befestigt, das die Form und Geschmeidigkeit eines Bandes hat. Die herzförmigen Rosetten der kleinsten Körper sind mit grünem, die blumenförmigen der etwas größeren mit blauem Email gefüllt, während die übrigen in purem Golde glänzen. Die größten Spitzen sind mit einer delikaten Verzierung umgeben, die anderen glatt. Das Collier wurde vom Wiener kunstgewerblichen Museum angekauft. Andere Schmuckstücke desselben Künstlers zeichnen sich durch eine neue oder vielmehr wiedergefundene Technik aus. Die alten Etrusker, Phönizier und Griechen verstanden es nämlich, die Goldfläche mit aufgelötheten kleinen Goldkörnern — so groß wie etwas gröblicher Sand — zu bedecken und auf diese Art Mäanderornamente und andere Decorationen von hübscher Wirkung auszuführen. Seit den Römern und das ganze Mittelalter hindurch war dieses Verfahren verloren gegangen, und man war nicht mehr im Stande, die feinen Körner fest aufzulöthen, ohne die Reinheit des Ueberzugs durch Zuschmieren der Zwischenräume zu gefährden. Castellani hat, nicht ohne große Mühe, diese Kunst wiedergefunden, und seine dies-

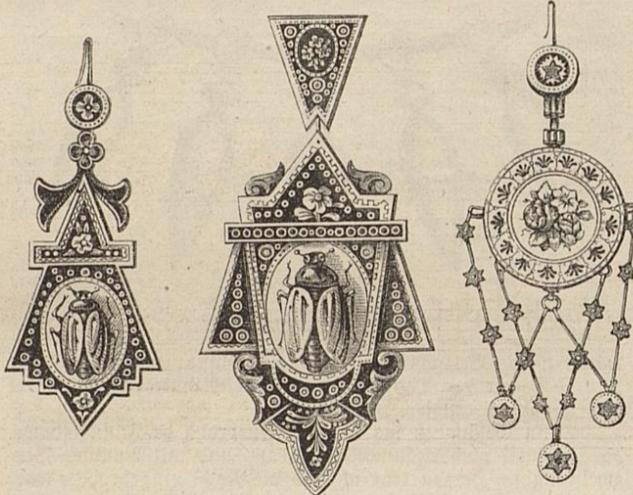


5. Halsband von Belezza in Turin.

jährige Ausstellung befaßt sich hauptsächlich mit Proben dieser Decorationsmethode, die wir jedoch nicht bildlich darstellen, weil der Holzschnitt die Wirkung dieser feinförnigen Mattirung nicht wiederzugeben vermöchte.

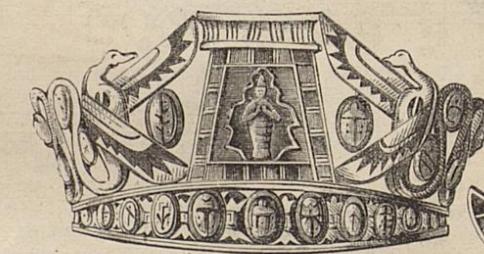
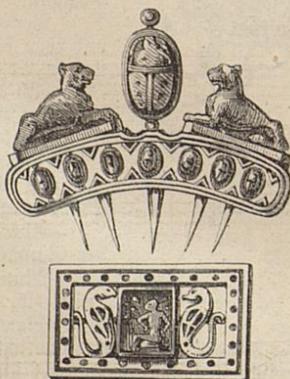
Eine ebenso reichhaltige als mannigfaltige Ausstellung ist die von Geral dini in Rom. Neben seinen schönen Mosaikarbeiten, seinen Brochen und Armbändern mit aufgelöthetem Linienornament von zierlichster Zeichnung, seinen Mustern in etruskischem und ägyptischem Geschmack, hat er auch tüchtige Arbeiten in antikem Stil, von welchen wir zwei Halsbänder abbilden, um hier das am meisten Charakteristische der italienischen Schmuckindustrie zu geben, da uns anderweitig noch Gelegenheit genug zur Vorführung modernerer Formen geboten ist. Das eine Collier (Nr. 3, Seite 239) ist sehr einfach und besteht aus schlanken Spitzen, die von der Mitte ab nach beiden Seiten sich allmählig verkleinern; das andere (Nr. 4, Seite 239) aus vertieften Gemmen mit weiblichen Köpfen. Der Stein ist ein hellbläulicher Onyx mit tiefer liegender schwärzlicher Schichte, so daß der eingeschnittene Kopf sich dunkel abhebt. Die Spitzen haben hier die Form von verzierten, an ihren Seiten aufgehängten Amphoren.

Moderneren Geschmacks sind die Schmuckgegenstände von Belezza in Turin. Das ausgeführtere der drei Colliers, die wir von ihm mittheilen, hat die Form eines Kragens und ist von überaus delikater Arbeit (Nr. 5). Die durchbrochenen spizen-



8. Broche mit Bouton von Bazzanti und Bouton von Dianello in Florenz.

artigen Krabesken sind vergißmeinnichtblau mit sparsamem Weiß emailirt. Die Hauptpunkte bestehen aus großen halbkugelförmigen Perlen, je mit einem Kranze abwechselnder Diamanten und Perlen eingefast. In der Mitte dient eine ver-schlungene Schnur aus Gold und kleinsten Diamanten mit drei herabhängenden länglichen Perlen als Abschluß. Das zweite in Silber gefaßte Halsband (Nr. 6) besteht aus Muscheln von



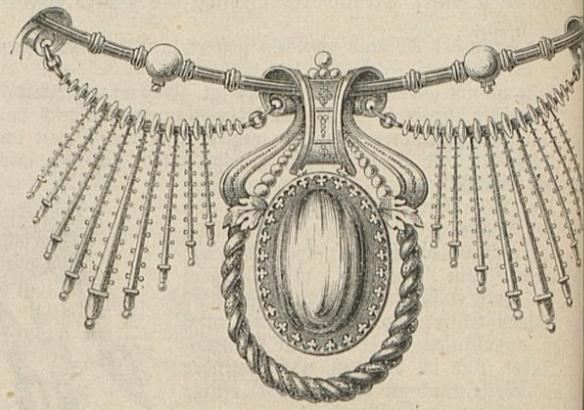
11. Egyptischer Schmuck von Vittorio Galvo.

Diamanten, in deren Schoß eine große Perle liegt. Oben reihen sich volutenartige Verzierungen von Gold an mit einer gleichfalls eine Perle enthaltenden Rosette. Zwischen den Muscheln stehen bandartige Verzierungen von Diamanten, mit Gehängen diamantener Blättchen an dünnen Streifen gewalzten Silbers, die, ihre Stirnseite nach außen kehrend, wie Silber-

fäden erscheinen und sich zuspitzen, um eine abschließende Perle aufzunehmen. Die Muscheln und Perlen verjüngen sich nach beiden Enden, und die gezeichnete Dimension gibt die mittlere Größe. Das dritte Collier (Nr. 7), von eigenthümlicher Form, besteht aus Scarabäen von dunkelgrünlichem, durchscheinendem Stein mit dazwischen liegenden gebogensten Spitzen von mattem Golde. Die Ausstellin Belezza's, außerordentlich reich und mannigfaltig, macht sich überhaupt durch originelle und geschmackvolle Erfindung bemerklich.

Eine große Rolle in der italienischen Schmuckarbeit spielt die Mosaik. Es gibt deren bekanntlich zweierlei, die florentinische und die römische. Die erstere wird aus größeren Steinen gefertigt, welche man dem Umriß der Zeichnung gemäß ausschneidet und so auswählt, daß die natürliche Schattirung

des Steins die gewollte Farbenwirkung hervorbringt. Die Methode ist schwieriger; doch liefert sie, trotz ihrer geringen Hilfsmittel, sehr schöne und wohlgezeichnete Muster. Die römischen Mosaiken dagegen werden aus winzigen Steinchen, meistens Stückchen emailartiger Glasflüsse, zusammengesetzt, welchen man jede beliebige Färbung geben kann, so daß



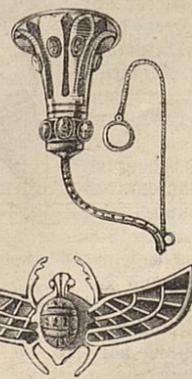
7. Halsband von Belezza in Turin.

sich mit ihrer Hilfe das Colorit eines Gemäldes vollständig nachahmen läßt. Früher wurden diese meistens auf schwarzer Grunde befindlichen Mosaikbilder abgeschliffen; seit einigen Jahren jedoch verzichtet man auf diese Politur und läßt der Oberfläche ihre natürliche Unebenheit, die, nach Art der alten byzantinischen Mosaiken, die Arbeit des Zusammensetzens deutlicher zum Ausdruck bringt und der Zeichnung ein künstlerisches Gepräge gibt. Ja man erhöht sogar das Ornament, indem man das Bild aus höheren Steinchen, oder vielmehr Stäbchen zusammensetzt, als den Grund, was dem Schmucke durch das kräftige, Massive der Technik einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Diese Gegenstände haben gewöhnlich einen weißen Grund. Castellani war der erste, welcher die neubyzantinische Mosaik 1862 in London als große Neuigkeit zur Ausstellung brachte.

Wir bringen von dieser Gattung die Käferbroche mit Bouton in ägyptischem Stil, von Bazzanti in Florenz, und das andere Ohrgehänge — dessen Broche die nämliche Form in größerem Maßstabe hat — von Dianello in derselben Stadt (Nr. 8). Der Käfer ist von brillanter Wirkung, indem er vermittelt theilweiser Goldunterlage bei durchscheinendem Emaille den schönsten Goldglanz an schillerndem Glanz übertrifft. Das Hauptfeld ist weiß, die Schließe mit blau und rothen Rosetten geziert, die so fein sind, daß ihre Zeichnung wohl jeder andern Technik spotten würde. Die Ausführung wird nur dadurch möglich, daß die einzelnen Glasstäbchen gleich ihrer andersgefärbten Umhüllung gepolirt werden, wodurch alsdann der Durchschnitt einen blauen Punkt mit einem weißen Umkreis zc. bildet. Die oben und unten an den Ecken sich anhängenden Blätter sind mit grünem Email gefüllt. Auch Dianello's Schmuck ist äußerst zierlich gearbeitet. Das Rosenbouquet und die umgebenden Verzierungen stehen gleichfalls auf weißem Grunde. Die kleinen Runde zeigen weiße Sterne auf Blau.



10. Goldenes Kreuz mit Kette (Filigranarbeit) von Salvo in Genua.



Aus dem Schatze der bekannten Filigranarbeiten suchten wir ein silbernes Kästchen mit feiner gliebrer Rosette, und ein goldenes Kreuz mit Kette von Salvo in Genua aus (Nr. 9 und 10).

Zum Schluß theilen wir, der Wertwürdigkeit halber, die hauptsächlichsten Stücke eines vollständigen ägyptischen Schmuckes mit, der nach altem Muster, mit Benutzung alter

egyptischer Gemmen hergestellt wurde und von Vittorio Calvo angefertigt ist (Nr. 11). Den Mittelpunkt des Schmuckes bilden die Scarabäen oder heiligen Mistkäfer, die, überall wiederkehrend, der Länge nach durchbohrt und so an eine Achse befestigt sind, daß sie sich drehen lassen. Ihre Form ist ziemlich allgemein gehalten und auf der untern glatten Seite befinden sich hieroglyphische Namen und Symbole eingegraben. Der schildartige Kopf dieses Käfers hat sechs strahlenförmige Kerben, und für seine Eier bildet er eine Kugel aus Mist, die er fortwälzt; wegen dieser Eigenschaften galt er den Egyptern für ein Symbol der Sonne und der Welterschöpfung. — Wie billig konnte man doch in jenem „goldenen“ Zeitalter zu einer Reputation kommen. — Die Schmuckstücke, von massivem Gold mit Email in verschiedenen Farben geziert, bestehen aus einem Diadem mit braunem Jdol auf blauem Grunde, aus einem Kamm mit zwei liegenden Löwen, einer Gürtelschnalle, einem Blumenhalter und einer ganzen Sammlung von Brochen, alle in der Form der abgebildeten, nur in aufsteigender Größe, so daß man das ganze Kleid damit garniren konnte. Daneben befindet sich noch ein Federnwedel mit Stiel zum Fächeln, und Hals- und Armbänder aus aneinander gereihten Scarabäen, jeder von einem ovalen Goldreif umgeben. Wir denken nicht, daß unsere schönen Leserinnen eine besondere Sehnsucht nach dieser von Mistkäfern wimmelnden Schmuckgattung empfinden; aber vielleicht ist es denselben nicht uninteressant, zu erfahren, was die Tochter des Pharao, eine alte Bekannte aus der Bibel, bei ihrem Juwelier einkaufte, um sich zu schmücken.

(Fortsetzung folgt.)

Feuer und Feuerzeuge.

Von Dr. med. Freit.

Nichts ist dunkler, als das Licht, — der curiose Ausspruch Newton's gilt noch heute wie vor 150 Jahren, auch wenn wir ihn nur auf die Erscheinungen des Feuers beziehen. Wohl sagen die Einen (Newton, Goethe), Licht sei die Ausströmung eines wenn auch noch so feinen, aber immer doch materiellen Stoffes vom brennenden Körper; allein hiermit kann das Leuchten vieler Thiere nur schwer, die Erscheinungen der Interferenz, wo ein Lichtstrahl den andern aufhebt und völlig verdunkelt, ganz und gar nicht erklärt werden. Wie wäre es auch möglich, körper-

haftes Licht in Wärmebewegung, Magnetismus u. s. w. zu verwandeln? Die Andern, Cartesius, Huyghens, Euler behaupten, Licht sei Schwingung, eine vom leuchtenden Stoffe ausgehende, wellenartige Bewegung des Aethers. Aber obwohl diese Undulationstheorie Vieles bequemer erklärt, als jene der Emanation und in der That manche Entdeckung gefördert hat, so genügt sie doch nicht für alle Fälle, und wir stehen noch immer vor der ungelösten Frage: was ist Licht, was ist Feuer? Der Sprachgebrauch unterscheidet beides, denn es erscheint im gewöhnlichen Sinne nicht jede Lichterscheinung mit Feuer verbunden, obwohl umgekehrt jedes Feuer mehr oder weniger Licht gibt. Die Flamme des reinen Wasserstoffgases leuchtet fast gar nicht, während der im Sauerstoffe verbrennende Phosphor ein blendendes Sonnenlicht erzeugt. Im Uebrigen ist auch der Ausdruck Feuer sehr dehnbar, wenigstens im gewöhnlichen Leben. Die Hausfrau läßt die Dienklappe schließen, wenn kein Feuer mehr im Ofen brennt, und versteht darunter die helle oder bläuliche Flamme. Unter anderen Umständen wird zwar das Glimmen des Schwammes, der Kohle, der Cigarre u. s. w. wohl noch Feuer genannt, aber schwerlich das Rothglühen des Eisens, Glases, Kupfers u. s. w., und doch ist es in beiden Fällen wesentlich derselbe Proceß. Das aber ist ein Hauptpunkt in der Erklärung: das Feuer ist kein Körper, keine spezifische Kraft, kein Phlogiston, kein Element im Sinne unserer Naturwissenschaften, sondern ein von gewissen gleichbleibenden Erscheinungen begleiteter Vorgang. Dieser ist chemischer Natur, und die begleitenden Erscheinungen sind Licht und Wärme. Wenn man Antimonpulver in Chlorgas streut, so entsteht ein glänzender Feuerregen, und es bildet sich Chlor-Antimon. Da nun in der weitaus größeren Mehrzahl der Sauerstoff unserer Atmosphäre der eine dieser Körper ist, so sagt man gewöhnlich, daß Feuer eine unter Wärme- und Lichtentwicklung vor sich gehende Verbindung eines Körpers mit Sauerstoff ist. Das klingt freilich ganz schön, ist aber im Grunde genommen auch nur eine Umschreibung, welche das Wesen der Erscheinung gar nicht weiter erklärt. Luce igneque nihil obscurius, Nichts ist uns dunkler, als Licht und Feuer.

Dieses Unerklärliche, Geheimnißvolle ist es ohne Zweifel gewesen, was die Menschen seit den uraltesten Zeiten veranlaßt hat, das Feuer als etwas Unerforschliches, Heiliges zu betrachten, dafür finden wir in der Bibel und Mythologie zahlreiche Belege. Abel zündet Gott ein Brandopfer an, der Herr erscheint Moise im feurigen Busche, eine Feuer säule leitet die Juden aus Egypten ins gelobte Land; Prometheus holt das Feuer vom

Himmel, die alten Philosophen zählen es zu den Elementen, die Priesterinnen der Vesta müssen es als Heiligthum bewahren, die Leichen werden dem reinigenden Feuer übergeben, im Mittelalter diente die Feuerprobe als Gottesgericht, und noch heute beten die Parsen in den Naphthaflammen Vafus das Feuer als segensbringende Gottheit an. Es ist ein Irrthum zu glauben, daß dieser Verehrung nur die Anbetung des Nutzens zu Grunde liege, obwohl allerdings der Mensch, sowie er aus der untersten Stufe der Roheit getreten war, sehr bald das Feuer als unentbehrliches Bedürfnis erkennen mußte. Nicht um damit weiter zu zünden, sondern in Erfüllung einer pietätvollen Verehrung und zum Zwecke religiöser Feiern nahmen auswandernde Griechen und die römischen Heere heiliges Feuer mit; zum Anzünden hatte jeder Hausstand, jeder Soldat sein Reibfeuerzeug (Pyreion).

Wie hat sich wohl der Mensch zu allererst Feuer verschafft, und wie sind ihm später im Laufe der Jahrtausende Erfahrungen und Wissenschaft dabei behilflich gewesen? Die Reihenfolge der verschiedenen Feuerzeuge repräsentirt wirklich einen Theil der menschlichen Culturgeschichte. Es hat keinen Nutzen, darüber zu streiten, ob den ersten menschlichen Wesen das Feuer durch Vulkane, Naphthaquellen oder Blitz und Meteore zur Erscheinung kam, jedenfalls wird man bald die Verwerthung des dabei entwickelten Lichtes und der Wärme gelernt und sich dasselbe unabhängig vom zündenden Blitze u. s. w. zu beschaffen versucht haben, indem man Wärme, welche man anderwärts vorfand oder zu erregen lernte, bis zur Flamme zu steigern suchte. In der That lassen sich fast alle Methoden, Feuer zu machen, auf Concentricung und Steigerung der Wärme in einem leicht brennbaren Körper zurückführen, mag sie nun durch Reibung, Schlag, Stoß u. s. w. oder Elektricität, Sonnenlicht und chemische Verwandtschaft erregt werden. Daß sich ein Holzstück bei starker Reibung mit einem härteren bald bis zur hellen Flamme erhitzt, wird man jedenfalls schon früher beobachtet haben, ehe man die hölzerne Achse eines schnell fahrenden Wagens sich entzünden sah, oder ehe man gar das allgemeine physikalische Gesetz kannte, daß jede Erschütterung oder Bewegung der Moleküle überhaupt Wärme erzeugt. Denn die kalte eiserne Stange wird unter den Schlägen des Hammers rothglühend, der Nagel, die Glasröhre auf dem trocknen Schleifsteine bis zum Schmelzen weißglühend, der Metallstab wird beim Feilen, die Münze beim Prägen, die Kanone beim Bohren brennend heiß. Ein weiches Holzstück, welches durch ein härteres gerieben wurde, war das erste Feuerzeug, dessen sich Menschen

Caprice.

Allegro ma non troppo.

Composit von Jean Louis Nicobé.

bedienten, und noch jetzt bereiten sich manche Völkerstämme in Innern Africas und Americas damit Feuer. Die Procedur ist durchaus nicht so umständlich und gelingt auch dem Ungeübten bald, wenn man in die gehobene Vertiefung eines Lindenbrettes einen Stab von Eichenholz stellt, welchen man durch die seihenartig aus einem Bogen gespannte Schnur in rotirende Bewegung versetzt. Bei den Feuerzeugen im Alterthume (Phreia, Ignaria, Ignitabula) wurde in die Höhlungen des aus Kupf- oder Kastanienholzes bestehenden Brettchens (Storess, Es-chara) Zunder gelegt und darauf der kurze Stab quirlartig mit den flachen Händen gedreht. Erst später kamen bei den Römern die Feuersteine in Gebrauch. Dies sind die in Kreideschichten vorkommenden, sehr harten Kieselstücke, deren scharf gemachte Kanten man mit einem länglichen Stahle schlägt; die dabei abspringenden, rothglühenden Partikeln bringen einen bereit gehaltenen Zunder von saulem Holze, Buchen- oder Birkenzunder zum Glimmen, wovon man durch Anblasen Holzstückchen oder Schwefelsäden zur Flamme entzünden kann. Solche „Pfeiferzeuge“ haben sich Jahrhunderte hindurch erhalten, und es lebt noch Mancher, welcher sich erinnert, wie im elterlichen Hause Sonnabends auf dem Küchenherde der Zunder aus alter Leinwand gebrannt wurde. Der Zunderzunder wurde Gegenstand einer besonderen Industrie, indem man ihn in Scheiben schnitt, auskochte, weich klopfte und zum besseren Anbrennen mit Salpeter tränkte. Nach Entdeckung des Pulvers bekamen die Feuersteine durch ihre Anwendung bei tragbaren Feuerwaffen eine besondere Wichtigkeit; sie wurden sehr sorgfältig ausgewählt (Champagne, Galtien) und man mußte sie erst behauen und künstlich schärfen, um sie als Flintensteine zu benutzen. In neuerer Zeit wurden sie durch die mit Knallquecksilber versehenen Zündhütchen und zuletzt durch sogenannte Zündspiegel der Patrone ersetzt. Die Zündmasse des letzteren, für das preussische Zündnadel-Gewehr wenigstens, ist noch Geheimniß, doch besteht sie wahrscheinlich aus einem Gemisch von chlorsaurem Kali und Schwefelantimon. In beiden Fällen bewirkt der Schlag oder Stoß die Entzündung unter starker Explosion.

Die Wirkung der durch Brennpiegel auf einen Punkt concentrirten Sonnenstrahlen scheint den Römern nicht unbekannt gewesen zu sein, wenn wir den viel späteren Angaben trauen dürfen, nach denen Archimedes 212 v. Chr. bei der Belagerung von Syrakus die Schiffe des Marcellus durch Hohlspiegel in Brand gesetzt haben soll. Hohlspiegel und Brenngläser vermögen allerdings im Brennpunkte eine ganz außerordentliche Hitze zu concentriren, so daß man nicht nur Schwamm, Papier, Holz und dergl. leicht damit zu entzünden, sondern selbst Eisen und Gold damit zu schmelzen vermag, da sie aber vom Sonnenlichte abhängig und daher bei bedecktem Himmel oder in der Nacht nicht anzuwenden sind, konnten sie als Feuerzeuge in der Haushaltung nicht in Gebrauch kommen. Als interessantes Curiozum ist im jardin des plantes zu Paris ein Brennpiegel so aufgestellt, daß er bei heiterem Wetter punkt 12 Uhr Mittags eine kleine Kanone abfeuert. Beiläufig sei übrigens bemerkt, daß es bis jetzt nicht gelungen ist, durch das Mondlicht selbst bei dreitausendfacher Concentration die geringste Spur von Wärme zu entwickeln. Wenn man im Sommer nach einem leichten Abendregen die vom Monde beleuchtete Straßenfront schon trocken sieht, während die Schattenseite noch ganz feucht ist, so rührt dies nur davon her, daß jene Front stets auch die Sonnenseite ist und daher am Tage mehr Wärme eingesogen hat, welche das Wasser schneller verdampfen macht.

Jahrhunderte hindurch bildeten somit Stahl und Stein das empirisch gefundene und vorzugsweise benutzte Feuerzeug, bis im vorigen Säculum das regere Studium der Natur schnell hintereinander eine Reihe neu erfundener Methoden Feuer zu machen schuf. Von der Wahrnehmung ausgehend, daß auch die Luft sich durch Compression stark erhitzt, konstruirte Mollet eine feste metallene Röhre in Stiefelform (daher „Stiefelfeuerzeuge“), in welche sich ein mit Zunder versehener Stempel leicht und luftdicht hinein ließ. Stößt man nun letzteren schnell und kräftig hinein so findet man nach ebenso schnellem Herausziehen den Schwamm kimmend und kann ihn zum weiteren Anzünden benutzen. Selbstverwunderlich waren diese „Stiefel“ bei Fuhrleuten zum Anzünden der Tabakspfeife beliebt, während sie jetzt in eleganterer Form nur noch zu physikalischen Demonstrationen benutzt werden.

Dasselbe Schicksal hatten auch beide auf die leichte Entzündlichkeit des Wasserstoffgases gegründeten Apparate, die elektrische und die Platina-Feuermaschine. Noch ehe Lavoisier das Wasser in Sauerstoff und Wasserstoff zerlegte, lernte man letzteres Gas, welches sich beim Auflösen einiger Metalle in verdünnten Säuren entwickelt, genauer kennen. Fürstenberg zu Basel konstruirte 1770 einen gläsernen Apparat, aus welchem man das durch Zerlegung des Wassers mittelst Zink und verdünnter Schwefelsäure entwickelte Gas nach Belieben in seinem Strahle kann ausströmen lassen; unter dem Apparate befindet sich ein Elektrophor, dessen Funken durch isolirten Draht vor die Mündung geleitet, das Gas beim Ausströmen zu kaum sichtbarer, bläulicher Flamme entzündet. Die Maschine ist sinnreich, aber complicirt und unpraktisch; bald verjagt bei feuchter Witterung oder nach längerer Ruhe der Elektrophor, bald ist die Isolirung des Drahtes schadhast, oder die Säure abgestumpft und entwickelt kein Gas. Außerdem ist der Apparat nicht billig, etwas umfangreich und nur im Hause benutzbar.

Döbereiner, Physiker in Jena, entdeckte 1823, daß sein vertheiltes Platina durch Wasserstoff zum Glühen gebracht wird und in diesem Zustande wiederum das Gas selber entzündet. Er brachte daher vor der Mündung eines dem Fürstenberg'schen ähnlichen Wasserstoff-Entwicklungs-Apparates grauen Platina-Schwamm an, welcher den feinen Gasstrahl bald entzündete. Man findet dies elegante Platina-Feuerzeug hin und wieder noch jetzt, allein leider hat es ähnliche Unbequemlichkeiten, wie das Fürstenberg'sche: es ist nicht für alle Fälle sicher, denn der Platina-Schwamm verjagt in verdorbener ammoniakhaltiger Luft, nach dem Anzünden mit Schwefel, Wachs, Talg, Stearin u. s. w., die Säure, der Zinkfolien muß erneuert werden und dergl. Selbstverständlich war auch diese Maschine nur für den Gebrauch in Stuben geeignet, als Taschenfeuerzeug, im Freien, bei Wind und Wetter blieben Stahl und Feuerstein in ihrer Herrschaft.

Alle chlorsauren Salze mit leicht brennbaren Stoffen (namentlich Kohle, Schwefel, Schwefelantimon, Phosphor, Zucker) gerieben oder erhitzt, verbrennen mit großer Lebhaftigkeit, oft unter Explosion, mit Vitriolöl angefeuchtet, werden sie unter Knistern und Feuererscheinung zerlegt. Diese Thatsachen gaben zur Erfindung mehrerer Feuerzeuge Veranlassung. Man trug

auf das mit Schwefel überzogene Ende kleiner hölzerner Streifen eine Mischung von einem Theil chlorsaurem Kali und zwei Theilen Schwefelantimon; wurde dann der getrocknete Fidißus zwischen rauhes Sandpapier, welches man mit der linken Hand fest zusammen preßte, gezogen, so entzündete er sich wenigstens in den meisten Fällen, mitunter verbrannte man sich bei Gelegenheit der kleinen Explosion auch die Finger. Dies waren die Congrevischen Reibzunder. Der Verwendung des hierbei benutzten Gemisches zum Zündspiegel haben wir schon oben gedacht; die Chemie hat in neuester Zeit mehrere derartige Präparate hergestellt, welche aber für Feuerzeuge keine Anwendung finden, sondern wie die Schießbaumwolle von Schönbein und das gelbe Schießpulver von Augendre für Geschosse, oder wie der Chlorstickstoff, das Nitromannit, das Nitroglycerin, Nitroamylum, Hoffmann's salpetersaures Diabenzol u. A. nur zum Sprengen für Bergwerke oder Torpedos benutzt werden. Von ihrer fürchterlichen Explosionskraft kann man sich keine Vorstellung machen, ein Tropfen Chlorstickstoff schlägt mit jähem Knalle die Stücke einer Porzellanseife tief in ein Eichenbrett.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Buchstaben-Räthsels Seite 226.

N	A	H	E
A	Z	U	R
H	U	N	D
E	R	D	E

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. VI, Seite 226.

1) Da3-c1	Kf6-g5:	Schwarz,
2) The7-g7+		
1)	A.	h5-h4
2) Spe3-g4+		
1)	B.	Thh6, Sp h8 od. Sp f8-g6
2) Thg5-f5+		
1)	C.	Lg8-f7 od. e6
2) The7-e5 od. g7		
1)	D.	Lg8-d5+ od. Sp f8-e6 od. Sp h8-f7
2) Spe3-d5+		

Schach-Aufgabe. Nr. VII.

Von C. A. Schmitt in Delfshaven.

Schwarz.

	a	b	c	d	e	f	g	h
8								
7								
6								
5								
4								
3								
2								
1								
	a	b	c	d	e	f	g	h

Weiß.

Weiß setzt in zwei Zügen matt.

Buchstaben-Räthsel.

E	A	R	E
G	B	P	A
B	R	D	G
L	L	E	E

Mein Erstes nennt Dir eine hundertthürmige Stadt; die Frucht des Zweiten erfreut des Menschen Herz; das Dritte fiel einst von Bruderhand; das Vierte ist der Tyrann der Welt. G. W.

Correspondenz.

Freie Abonnentin in W. Eine Verkaufsstelle der Londoner Fabrik geizter Papiere von Bavy, Betto und Co. befindet sich jetzt in Berlin, Generaldepot Japanscher Gardinen und Draperien von A. u. C. Kaufmann, Rathergalerie 37.

Wiskoh. Bestreichen Sie die Gesichtshaut allabendlich mit Coldcream und benützen Sie eine milde Seife oder Kleienwasser zum Waschen.

Fr. D. in F. bei W. Der täglich fortgesetzte Gebrauch großer Dosen von doppeltkohlensaurem Natron wirkt allerdings auf die Dauer schädlich, wir rathen Ihnen statt dieses Salzes der viel milderer kohlensauren Magnesia sich zu bedienen.

A. S. in New-York. Schwenken oder streifen Sie den Steintrug mit einem dünnen Brei von gebrannter Magnesia und Benzol an, eine Masse, die alles Fett in sich aufnimmt.

L. v. P. in Temesvar. Farbige Watistücker werden in einer schwachen handwarmen Auflösung von Soda in Wasser gewaschen, in reinem Wasser gespült und dann die Farbe durch Einlegen in Essigwasser während einiger Stunden aufgehellt.

D. S. Das Haarfarbmittel Eau de Capille von Kamprath und Schwarzke in Leipzig ist bleihaltig, sein Gebrauch wird auf die Länge der Zeit schädlich.

B. B. Wir haben den eingekendeten, angeblich vegetabilischen Sicilianer-Haar-Erneuerer von Hall untersuchen lassen, und es ist bei uns selbst gefunden worden. Vor der Anwendung dieses Mittels seien Sie also gewarnt!

Anna und W. S. in B. Um Obst- oder Weinflecke zc. aus polirtem Marmor zu entfernen, befeuchtet man dieselben mit schwacher Kleienlösung wäscht mit reinem Wasser nach und schleift mit fein gestoßenem, weißem Marmor mittelst eines Lappchens, das in Wasser und dem in das Pulver getaucht wird, die Stelle ab. Dann polirt man mit Zitronensaft nach.

F. W. II. Cithern erhalten Sie in der Musik- und Signal-Instrumenten-Fabrik von C. F. Stahlacker in Stuttgart.

Bekanntere Karlsruher Abonnentin. Bestreichen Sie die Gesichtshaut vor dem Schlafengehen mit einer Lösung von einem Theil Chlorat und einem Theil Glycerin in zwanzig Theilen Wasser.

K. S. in F. Das Verfahren ist in beiden Fällen dasselbe.

W. S. in F. Wolle darf man ohne Gefahr des Verfalls nicht heiß wärmen, sondern nur lauwarmer wärmen; entweder mit Gallseife oder mit Salzwasser (etwa ebensoviel als Seife) und Wasser. Untersehwelliges Nitron, ebenfalls in lauwarmer Lösung angewendet, greift weder die Wolle an, noch ist es für die Gesundheit des Waschenden nachtheilig. Dasselbe Salz, welches als Antichlor bekannt und sonst bei der Wäsche benutzt wird, um das Chlor vorher angewendeter Bleichmittel unschädlich zu machen.

Drei Schwefelstern. Wiesbaden. Hellblaue Bandtschleifen werden durch Waschen in Benzol leicht gereinigt.

Langjährige Abonnentin des Bazar in P. 1. Eieröl wird durch Pressen der gekochten Eidotter gewonnen. 2. Benützen Sie einen Zunder um den andern ein Sahnpulver aus einem Theil Chlorat und einem Theil Auserkalkpulver, parfümirt mit einigen Tropfen Pfefferminzöl. 3. Befechten mit Schleim aus Dittentamen (aus der Apotheke).

A. S. 20. Geistige und körperliche Ruhe und die Diät der Vegetarier. Kathi in T.; Helene W. in W.-Lh.; W. Nathan. Wir bitten Sie, das Rezept zu den fraglichen Pillen, resp. zu der Salbe und dem Mergel-Pulver einzusenden, oder, wenn dieselben als Geheimmittel verkauft werden, Namen, Preis und Verkäufer derselben uns mittheilen zu wollen.

N. A. in B. Seifenwasser greift die Lackirung des Holzes an; Petroleum wird nur ausnahmsweise einen Lack aufzulösen vermögen. Böttige Seife bietet die Anwendung eines Abwunders von Seifenwurzel oder Lavarinde zum Reinigen der lackirten Flächen.

A. F. Wir haben über die Zusammensetzung des Reispulvers von genannter Belouline, Näheres nicht erfahren können; wenn es wahr ist, was die Gebrauchsanweisung behauptet, daß es nämlich aus Weizenmehl und Reismehl bestehe, so gehört es zu den unschädlicheren Mitteln, da Weismuth von der Haut nicht absorbiert wird.

Wanda S. aus Graz. — Unbekannte Blondine. Wenn Waschen im Boraxlösung die Mittel nicht entfernt, so versuchen Sie einmal die allen kleinen Hautleiden zum Gebrauch zu empfehlende Thymolseife zu haben in Schering's Grüner Apotheke, Berlin, Chausseest. 21.

Zwei leidenschaftliche Tänzerinnen in B. Wahrscheinlich meinen Sie Colman's gefärbte Stärke, mit welcher man weißen Tüll vorübergehend färben kann. Sie können dieselbe in Heyl's Künstler-Magazin, Berlin, Leipzigerstraße erhalten.

Abonnentin Wandsbeck. — Langjährige Abonnentin in Berlin. — Fr. A. in Kopenhagen. — C. S. zc. zc. Ein unschädliches und brauchbar erprobtes Mittel zum Färben der Haare in Braun, Dunkelbraun und Schwarz ist das von uns wiederholt erwähnte und beschriebene Chrom von Barthol. — Wenn durch schlecht bereitete oder fehlerhaft zusammengesetzte silberhaltige Haarfarbmittel (in einem Fall wird uns das Mittel „La Jeune“ von Thomas genannt) die Haare einen grünlichen Schimmer erhalten, so ist diesem Uebelstande nicht anders abzuhelfen, als durch ein Nachfärben mit einem wirklich brauchbaren Haarfarbmittel, wie dies eben das erwähnte Chromochrom ist.

Amaranth. Der Stoff Nr. 1 kann zwar in gewöhnlicher Weise gewaschen werden, wird aber dabei sehr einlaufen; chemisch gewaschen wird er seinen Uebelstand nicht zeigen. Der Preis der chemischen Wäsche richtet sich nach Quantität und Qualität des Stoffes. Nr. 2 läßt sich aufwachen, wir schlagen ein dunkleres Blau vor.

A. und W. aus der Provinz. Die Fleckflecke werden von der Rückseite des Stoffes mit Benzol entfernt; das Seidenband befeuchten Sie mit Spiritus und plätten es auf der Rückseite.

Freundin des Bazar in G. Die betreffenden Flecke haben jedenfalls die Zeugfarbe angegriffen, welche in diesem Falle unwiederbringlich verloren ist.

C. L. Das Fettenkofer'sche Regenerationsverfahren alter Gemälde besteht darin, die Deltsbilder in verschlossenen Behältern Alkohol dampfen auszugeben, wodurch die Haarrisse der Firnissschicht geschlossen werden. Ausführlich finden Sie dasselbe beschrieben im hiesigen Kunst- und Gewerbeblatt 1865, S. 207, ferner Berliner Industrieblatt 1867, Nr. 34, 35, und Würzburger Gemeinnützige Wochenchrift 1867, S. 57 u. f.

Seraphine K. in Braunschweig. Viel frische Luft, fleißiges Baden und trockene Diät, das sind Universalmittel, welche solche Teintübel bei der Wurzel angreifen, danach erst können diejenigen keinen kosmetischen Hilfsmittel wirksam zur Anwendung kommen, welche ihre Wirkungen auf den Teint verfehlen, die einen von Grund aus guten Teint besitzen.

Abonnentin. Wir glauben nicht daran.

Anna in S. 1. Ein Rezept zu guter Schuhwische lautet: 10 Theile schwarze, 2 Theile Fichtenzweige, 8 Theile Rübenmelasse, 48 Theile Wasser, 3 Theile englische Schwefelsäure, 2 Theile Salzsäure, 1 Theil Citronenöl. — 2. Was sind Schwinden?

F. S. in B. Das sogen. „Prinzeßinnen-Wasser“ von Renard in Paris kennen wir nicht; hinter dem schönen Namen wird, wie gewöhnlich, eine langweilige Speculation auf die Leichtgläubigkeit fieden.

Nothe Welle. 1. Ein bis zwei Mal wöchentliches Baden der Hände mittelst einer Mischung aus 1 Theil Chlorat und 2 bis 3 Theilen Schwefelcrem. 2. Ein Bleichmittel für gelben Teint gibt es nicht, weil der Teintstoff nicht in der äußeren Haut, sondern unterhalb derselben liegt. Brandnarben sind nicht fortzubringen.

C. B. in A. 1. Durch fleißiges Baden und Waschen mit Kleienwasser. Seesalzäder sind ohne Einwirkung auf die Farbe der Haut sowohl bei der Haare, nur muß für sofortige gehörige Abtrocknung nach dem Baden gesorgt werden.

Marie S. in B. Um einen mit Wachs gebohten Fußboden mit möglicher Schonung des Wachsüberzuges von Schmutz zu reinigen, kann man eine schwache Auflösung von Girschhornsalz in Wasser anwenden.

Helene K. in B. Man drückt die Handschuhe in eine Tasse, gießt in Benzol darauf, daß es erstere bedeckt, läßt ein paar Stunden stehen, wäscht die Handschuhe aus, reibt sie mit Watte aus und hängt sie an die frische Luft zum Trocknen hin.

Clara v. S. in F. Rother Carmin (aus der Apotheke) ist völlig unschädlich für die Haut.

Th. K. Wenn das Mittel nicht geholfen hat, versuchen Sie einmal ein anderes Volksheilmittel. Man legt dazu auf die erkrankte Nale ein Brei von zerdrückten Erdbeeren, den man, sobald er trocken geworden, durch frischen Erdbeerbrei ersetzt; dies ist möglichst oft und lange fortzusetzen.

L. Schn. Die Stockflecke haben die Farbe des Sammet angegriffen — hilft nur Auffärbenlassen.

Mice. 1. Carmin ist ganz unschädlich. 2. Coldcream. 3. Constatieren Sie wegen der gerötheten Augenwänder einen Arzt.

Abonnentin. Die Bettfedern werden in leinene Säde gefasst, eine Zeitlang in Seifenwasser (am besten aus Carbolsäure bereitet) getocht, gespült, auf einen Boden ausgedrückt, beim Trocknen werden täglich geschüttelt und aufgepflückt, dann in die Bettfäde gebracht, und diese gesonnt und geklopft. Die Rohhaare werden erst warm, dann kalt Seifenwasser gewaschen, gespült und durch Einlegen in Wasser, dem ein 2 Procent wässrige schweflige Säure (aus der Apotheke) zugelegt worden desinfectirt.

A. in Mosco. Will man leinene, halbwoollene oder wollene Wäsche, welche durch das gleichzeitige Tragen von Kleidungsstücken, die mit Wachs roth gefärbt sind, rotte Flecken oder Streifen erhalten haben, von dem befreien, so verfährt man, wie folgt: Man läßt in einem geräumigen Steintopf 1 bis 2 Theile gutes Jinnasalz (Zinnchlorür) in 100 Theilen Wasser auflösen, legt dann auf den Boden des Gefäßes einige Stannionsblätter (Zinnfolie) und bringt nun den zu entfärbenden Stoff, der vorher in Fett und anderen Unreinigkeiten durch Waschen gut zu befreien ist, die Jinnasalzlösung. Man deckt dann den Topf gut zu und erwärmt ihn, indem man ihn in kochendes Wasser einsetzt. Von Zeit zu Zeit man nach, wie weit die Entfärbung gediehen ist, und sobald dieselbe nicht (ca. 1/2 bis 1/3 Stunde ist dazu erforderlich), nimmt man den Stoff heraus und wäscht ihn in reinem Wasser, welches man für wollene Stoffe vorher besonders zu erwärmen hat.

A. P. in Guben. Das Haarfarbmittel Hydrochrom soll aus aufgelöstem Seifenmischmuth bestehen; wir kennen dasselbe nicht aus eigener Anschauung, können daher über seine Wirkung auch nicht berichten, aber es steht fest, daß die uns eingekendete Gebrauchsanweisung darin, mögliches verpicht, daß nämlich das Hydrochrom neben einem Haarfarbmittel auch ein Haarwuchs beförderndes Mittel sei.

Wanda in K bei S. Betupfen Sie die bezeichneteren Hautstellen mit der gefärbten Boraxlösung.